Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

<36623486090015

Die Missionäre.

Erster Band.

Die Missionäre.

Roman aus der Südsee

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Vorwort.

In den vorliegenden Blättern habe ich versucht, dem Leser die Missionäre und Missionen zu schildern wie ich sie gefunden, wie sie von tausend Anderen gefunden wurden.

Ich will gern zugestehen, daß Viele dieser Geistlichen aus innerer Ueberzeugung in ferne Welten gingen, daß sie dort nach ihrem Glauben und besten Kräften wirkten und wenn das nicht immer in der rechten Weise geschah, wenigstens den guten Willen dabei hatten. Aber machten sie jene Völker wirklich glücklich, denen sie einen andern Glauben, andere Sitten brachten? — Der Erfolg zeigt, daß überall die Verbindung mit den Weißen allen wilden Völkern zum Verderben gereichte und sie ausrottete, und ich fürchte, ohne sie wirklich gebessert zu haben.

Ein wahrer Glaube kann nicht gewechselt werden, nur die Form wurde verändert, und wie noch heutigen Tages die mexikanischen In-

dianer alte kleine Götzenbilder hinter den christlichen Altären zu verbergen suchen und darin streng überwacht werden müssen, damit sie nicht in Gedanken zu *ihren* Bildern beten, so sehen auch fast alle wilde Völker nur in der *Form* den neuen Gottesdienst, und leider wird auch selten mehr von ihnen verlangt.

Ich habe in meinem Buch fast *Nichts erfunden*, sondern nur eine Kette von Thatsachen hingestellt, und diese zwar mit den verschiedenen Missionsschriften selber belegt. Ich wollte nicht Autoren citiren, die scharf und entschieden über das ganze Missionswesen abgeurtheilt haben.

Es ist naturgemäß, daß wenn wir wirklich glauben, nur *unsere* Religion könne zum ewigen Heil führen — Männer, die sich dazu ihren Lebensberuf gestellt, andere, ihrer Meinung nach im Irrthum befangene und dadurch in schlimme Gefahr gebrachte Völkerstämme zu retten suchen. — Aber die Sache wurde übertrieben und das, was nur aus reiner innerer Ueberzeugung hervorgehen *kann*: eine wirkliche Aenderung des Glaubens, zu einem *Geschäft* herabgewürdigt.

Was für Summen sind nicht allein aus Europa, besonders aus England herausgezogen worden, um Chinesen zu bekehren, und mit wie

fabelhaft geringem Erfolg in jenes Land getragen, und haben wir selber in Europa so wenig Bedürftige, um solche ewige Collecten zu rechtfertigen?

Elend überall hier, wohin wir blicken, und doch werden Hunderttausende von Thalern jährlich auf solche romantische Zwecke vergeudet und unseren Armen hier entzogen.

Ich bin vollkommen gegen diese Sammlungen, über welche dem Publikum später nicht die geringste Controle zusteht.

Wie sie zum großen Theil verwandt werden, habe ich aus eigener Anschauung gesehen, und dabei in vielen fremden Ländern beobachten können, in welcher Weise das Christenthum verbreitet und von den verschiedenen Stämmen aufgefaßt wurde.

Ich will den Geistlichen selber mit diesem Buch nicht zu nahe treten und ihnen wissentlich nicht Unrecht thun, aber ich schildere auch treu ihre Wirksamkeit, wie sie in der That noch heutigen Tages, ja oft in weit verschärftem Maße besteht.*)

*) Eine höchst interessante Zusammenstellung über die Wirksamkeit der Missionäre in Indien, China etc. giebt Ernst Friedrich Langhans, Pfarrer in der Waldau bei Berlin, in seinem bei Otto Wigand (Leipzig) erschienenen Buch: „Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußeren Mission."

Nichts habe ich von den Verfolgungen der verschiedenen Secten untereinander erzählt, die viel, viel Blut, besonders auf Tahiti gekostet haben und sogar, wie z. B. auf Neuseeland, nicht allein zwischen Protestanten und Katholiken, nein, sogar unter protestantischen Secten selber stattfanden.

Ich habe treu und wahr zu schildern gesucht, was wirklich geschehen ist und noch bis auf den heutigen Tag geschieht, und übergebe dem Leser deshalb das Buch in der festen Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben.

August, 1868.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

1.
Schloß Schölfenstein.

An den Ausläufen des Erzgebirges, unmittelbar über einem breiten, prächtigen Bergwasser, das sprudelnd von den bewaldeten Höhen herunterkam und lustig über die bräunlich blitzenden Kiesel hinwegsprang, lag ein altes Waldschloß, der Schölfenstein genannt, das man auch von weitem und das Thal heraufkommend recht gut hätte für eine Ruine vergangener Zeiten halten können. Ein halbverfallener Thurm überragte nämlich das Ganze, und links davon lag ebenfalls eine eingestürzte Capelle, die, von Epheu überwuchert, einen höchst malerischen Anblick bot. Das Schloß selber aber, aus dicken, gewaltigen Mauern aufgeführt, war im Innern noch vollkommen gut erhalten, ja sogar wohnlich eingerichtet, und da=

bei der Lieblingsaufenthalt des alten Barons von Schölse, der hier wenigstens acht Monate vom Jahre mit seiner einzigen Tochter verbrachte.

Der alte Baron war eigentlich noch ein echtes Stück aus der alten Zeit und mit so wunderlich gemischtem Charakter, wie man sie jetzt wohl nur selten findet; allerdings ein Edelmann von „altem Schrot und Korn", grundehrlich, schlicht und recht, ein vortrefflicher Reiter und ausgezeichneter Schütze wie leidenschaftlicher Jäger, und dabei derb und geradaus, aber auch zugleich einer entschieden frommen, ja fast bigotten Richtung angehörend, die sich, da ihm kein besonderer Einfluß nach außen zu Gebote stand, mit desto größerem Eifer auf seine eigenen Unterthanen und Bauern warf.

In seiner Jugend sollte er anders gewesen sein, und aus dieser rührte noch einer seiner Jäger, der alte Claus, her; aber er heirathete in eine sehr fromme Familie, und mit jener doch schon in ihm schlummernden Neigung zur Schwärmerei, mit der er sich z. B. besonders für die Kreuzfahrer begeistert hatte, und stolz war, einen seiner Ahnen zu ihnen zu zählen, wuchs dies Gefühl von Jahr zu Jahr.

Seine sämmtliche Dienerschaft mußte jeden

Sonntag regelmäßig den Gottesdienst besuchen, und zwar abwechselnd, an einem Sonntag ein Theil den Morgen-, ein anderer den Nachmittags-Gottesdienst, und wer sich da säumig zeigte, konnte nur gleich sein Bündel schnüren. Ja, als die gnädige Frau noch lebte, las diese nach echt patriarchalischer Sitte den Leuten Abends selber fast eine Stunde lang aus der Bibel vor, und konnte ernstlich böse werden, wenn Einer oder der Andere dabei einmal aus Versehen einnickte.

Den Leuten war damit natürlich nicht gedient, und sie hätten sich lieber in einer andern Weise unterhalten; einige kündigten sogar, aber die meisten fügten sich doch, denn der Dienst war ein vorzüglicher und der Herr besonders so gut mit den Leuten, daß sie sich keinen besseren wünschen konnten.

Der Baron hatte eine einzige Tochter, die er, der alten deutschen Zeit anhängend, Berchta genannt. Das Kind bekam eigentlich eine wunderlich gemischte Erziehung, der ähnlich, wie sie der Charakter des Vaters abstrahlte, halb ritterlich, halb religiös, und als die Mutter, da Berchta kaum vierzehn Jahre zählen mochte, starb und der Vater jetzt den größten Theil seiner Zeit auf dem Schölfenstein verbrachte, fast mehr das er-

stere als das letztere. Sie mußte vor allen Dingen reiten lernen, um ihn auf seinen Spazierritten zu begleiten, und wie sie kaum sechzehn Jahre alt war, übte er sie sogar im Pistolen- und Gewehrschießen und nahm sie dann mit hinaus auf die Jagd.

Berchta wuchs heran, und ein lieblicheres Wesen ließ sich kaum auf der Welt denken. Von schlanker, fast zarter, anmuthiger Gestalt, ganz das Ebenbild ihrer seligen Mutter, konnten ihre Züge wirklich schön genannt werden. Die Nase war edel geformt, der kleine Mund fein geschnitten, und wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen perlengleicher Zähne und ein tiefes Grübchen in jeder Wange. Volles, lockiges, kastanienbraunes Haar umwallte ihr Haupt, und sonderbar stachen dagegen die wunderbar schönen blauen Augen ab, die sich so selten zugleich mit dunkeln Haaren finden. Die unweibliche Beschäftigung der Jagd hatte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihr Benehmen ausgeübt. Sie glich in keiner Weise jenen sogenannten „emancipirten" Frauenzimmern, die gerade darin etwas suchen, ihre schönste Zierde — schüchterne Weiblichkeit — abzustreifen. Sie war frei und offen in ihrem ganzen Wesen, ohne je auch nur um eines Haares

Breite die Grenzen zu überschreiten, welche zarte Sitte um ihr Geschlecht gezogen.

Aber in den blauen Augen lag auch eine tiefe Schwärmerei, ein Erbtheil, und zwar ein gefährliches, der Mutter, und fand allerdings in den vielen einsamen Stunden, die sie hier verleben mußte, reichliche Nahrung.

Berchta war tief religiös, aber ihr gesunder, klarer Geist bewahrte sie doch vor einer Uebertreibung dieser Tugend, die dann leicht in ein bigottes Formenwesen ausartet. Der Tod der Mutter ergriff furchtbar ihr weiches Gemüth und nährte nur den schon in ihr Herz gelegten Keim, der ihr die ganze Seele bald mit einem unerklärlichen Sehnen füllte.

Die Erziehung des Vaters, der sie fortwährend mit hinaus in Feld und Wald nahm, diente allerdings dazu, sie in etwas davon ab- und der Erde wieder mehr zuzuwenden, aber ganz unterdrücken konnte er diese geistige Anspannung nicht, ja er gab ihr auf der andern Seite — selbst bei dieser Erholung — frische Nahrung.

Die Kreuzzüge waren, wie schon erwähnt, sein Lieblingsthema, ja er hatte sogar einmal seinen Vorfahr, der eine Streitaxt in Form eines Kreuzes geführt haben sollte, poetisch besungen und

das Gedicht dann, da keine größere Zeitung veranlaßt werden konnte es aufzunehmen, in das Kreisblatt einrücken lassen. Von diesen Kreuzzügen erzählte er auch am liebsten und hatte sich in der That eine ganze Bibliothek darüber angeschafft, in der auch Berchta natürlich fleißig lesen mußte.

Dadurch bekam ihre Schwärmerei ein bestimmtes Ziel. Sie konnte sich dafür begeistern, daß es Menschen gegeben hatte, die ihr Leben einsetzten, um das Grab des Heilands den Bekennern des Islam nicht allein zu entreißen, sondern auch dadurch wieder das Christenthum auf jenen Boden zu pflanzen, von dem es ausgegangen war und sein Licht über die ganze Erde verbreitet hatte.

Warum war sie kein Mann geworden — warum nicht in einer Zeit geboren, in der sie selber Theil an solchen Gefahren nehmen konnte! Ach, wie gerne hätte sie freudig ihr Leben hingelegt, um ein so hohes, so seliges Ziel erreichen zu helfen!

Ein wenn nicht täglicher, doch sehr häufiger Gast im Schlosse war der Diaconus Kästner.

Unter dem Schölfenstein, und kaum ein halb Stündchen davon entfernt, lag das kleine Städt-

chen Rothenkirchen. Der Pastor aber, der schon seit längerer Zeit kränkelte, hatte einen Diaconus beibekommen, um ihn in seinen Predigten zu unterstützen, und dieser erwies sich denn auch bald für den Baron als ein wahrer Schatz in seiner Einsamkeit. Kästner, wie der Diaconus hieß, war ein durchaus gebildeter, tüchtiger junger Mann, der zugleich mit einem bedeutenden musikalischen Talent einen Lieblingswunsch des alten Herrn von Schölse erfüllen und Berchta in der Musik unterrichten konnte. Aber dabei blieb es nicht; das junge, damals kaum der Schule entwachsene Mädchen, dessen reger Geist eine entsprechende Beschäftigung verlangte, sehnte sich selber nach einer solchen, und ihr Vater bewilligte gern, daß der Diaconus auch noch einen Cursus von Literatur und Kirchengeschichte — inclusive „Kreuzzüge" — hinzufügte. Gehörte der Diaconus doch einer streng orthodoxen Richtung an, und es war deshalb nicht zu fürchten, daß er schädliche Lehren in die Brust des noch halben Kindes pflanzen würde.

Aber Diaconus Kästner war auch noch in anderer Weise im Schlosse willkommen, denn er spielte nicht allein sehr gut Clavier, sondern auch ebenso fertig Schach und Piquet, und zeigte sich

dadurch also nach allen Seiten nützlich, ja fast unentbehrlich. Uebrigens war er in seinem ganzen Wesen gerade das Gegentheil von dem alten Baron, der eben derb und rauh seinen geraden Weg durch's Leben ging und ohne Scheu herauspolterte, was und wie er's meinte. Kästner dagegen, obgleich wahrscheinlich ebenso rechtschaffen in seinen moralischen Ansichten und dabei, was der alte Baron nicht war, gründlich gebildet und belesen, hatte — in sehr gedrückten Verhältnissen erzogen — das Gefühl der Freiheit und Ungebundenheit, das jenem eine so große Sicherheit verlieh, nie kennen gelernt. Er war, so lange er denken konnte, immer von anderen, fremden Menschen abhängig, und der erste Lichtblick in seinem Leben eigentlich der gewesen, als er die Stellung als Diaconus in Rothenkirchen bekam.

Aber Kästner war ehrgeizig, und der Umgang mit dem alten Baron schmeichelte zuerst seiner, darin allerdings unschuldigen Eitelkeit, während es ihm Freude machte, das noch blutjunge, aber bildhübsche Mädchen, dessen reiche Fähigkeiten er bald erkannte, heranzubilden und zu unterrichten.

Doch die Jahre vergingen; Berchta wurde älter, und während sie in Allem, worin sie Käst-

ner unterrichten konnte, erstaunlich rasche Fortschritte machte, erwachte in dem Diaconus selber allmählich und unbewußt ein Gefühl für die Jungfrau, vor dem er, als er es entdeckte, erschrak.

Allerdings kämpfte er ernstlich dagegen an; er suchte sich klar zu machen, wie wahnsinnig eine solche Leidenschaft für ihn, den armen Diaconus, sein müsse; aber was richtet überhaupt Vernunft gegen Liebe aus? Nach einiger Zeit begann er schon in seinem Herzen das Für und Wider solcher aufkeimenden Hoffnungen zu erwägen, bei denen das Wider freilich sehr das Für überwog. Wenn der alte Baron überhaupt auf etwas stolz genannt werden konnte, so war er das auf seine Ahnen und sein Kind, und trotzdem baute Kästner auf dessen streng frommes Gemüth seine Hoffnung. Er wußte auch, wie der alte Herr an seinem Kinde hing, und sah er wirklich, daß sich Berchta auch unter bescheidenen Verhältnissen glücklich fühlen würde, hätte er da nicht doch vielleicht seinen alten Ahnenstolz vergessen?

Aber das Alles mußte ja doch der Zeit überlassen bleiben, und Diaconus Kästner war auch der Mann dazu, um diese geduldig abzuwar-

ten. Selber ziemlich heftiger Gemüthsart, hatte er solche mit zäher Willenskraft zu bändigen gewußt und sich, schon von der Liebe zu Berchta dabei getrieben, den Launen des alten Herrn so angeschmiegt, daß sich dieser wirklich keinen besseren Gesellschafter wünschen konnte. Ein Streit fiel zwischen ihnen in ihrer Unterhaltung niemals vor. Ueber Religion waren sie fast vollständig einerlei Meinung, das Thema also zu monoton, um es weiter zu behandeln, und über Politik wurde, nach stillschweigendem Uebereinkommen, wenig oder gar nichts gesprochen, da der alte Herr, wenn er auch in seinen Kreisen einer sehr freisinnigen Richtung angehörte, doch in seinen Ansichten mit dem weit radicaleren Diaconus noch ziemlich auseinander ging. Dafür aber hatten sie ein anderes Thema, auf welchem sie sich desto ungestörter und harmonischer bewegen konnten: die Forstwissenschaft.

Kästner, der mit der ihm eigenen Gewandtheit Alles ergriff, was ihn interessirte, war bei seinen tüchtigen Vorkenntnissen in Naturwissenschaften und mit der Gelegenheit umher ein ganz tüchtiger Forstmann geworden, und dabei — allerdings nicht zufällig — auf die Lieblingsbeschäftigung des Barons gerathen. Dieser bedauerte

auch in der That nichts weiter, als daß der junge Geistliche nicht auch Jäger und Schütze wäre, um ihn manchmal mit auf die Jagd hinaus zu nehmen. Dafür hatte aber Kästner keinen Sinn, und wenn er auch anfangs, dem alten Herrn zu Liebe, ein paarmal mitfuhr, so hätte das doch beinahe ein böses Ende genommen und der Diaconus einen der Treiber erschossen. Die Kugel ging dem armen Teufel wenigstens zwischen Hemd und Haut durch, und es kostete den Baron damals viel Geld, um die Sache zu vertuschen, damit sie nicht dem Consistorium zu Ohren kam.

Von da an lud er ihn nie wieder mit zur Jagd ein; ging aber desto öfter mit ihm im Walde spazieren, um die neuen Culturen anzusehen oder frische Anlagen zu besprechen. So, mit seiner Partie am Abend und dem Unterricht der Tochter, war Kästner nicht allein ein gerngesehener, nein, unentbehrlicher Gast im Schlosse geworden, und selbst Berchta fühlte sich einsam, wenn sie ihn einmal einen Tag entbehren mußte.

Und Berchta wuchs heran; sie wurde achtzehn und zwanzig Jahre, und mit ihr wuchs in Kästner's Brust die Leidenschaft für das junge, wunderschöne und so liebliche Mädchen. Wohl sagte er sich oft, wie unmöglich es sein würde, den

alten, adelsstolzen Baron zu einer Einwilligung zu vermögen, und dann auch wieder, wenn er mit diesem und Berchta manchen Abend über altvergangene Scenen sprach, und der Baron nicht aufhören konnte, die Alles opfernde Liebe der Kreuzfahrer zu schildern, und Berchta ihm zustimmte, wie es ein seliges Gefühl sein müsse, für eine gute und edle Sache Allem zu entsagen, an dem bisher unsere Seele gehangen, — kehrte frische Hoffnung in sein Herz ein.

Von jetzt an suchte er in seinen Geschichtsstunden die Beispiele edler Frauen vor, die allem Glanz, aller Hoheit entsagt hatten, um allein dem zu folgen, was sie für ihre Pflicht, für ihren Beruf hielten, und fand für solche Lehren ein nur zu empfängliches Herz, einen nur zu begierig horchenden Geist. Besonders waren es Erzählungen aus der Missionsgeschichte, die für Berchta in sofern doppeltes Interesse hatten, als sie den Reiz der Neuheit und des Fremdartigen mit all' dem verbanden, für das bisher ihr Herz in Mitgefühl geschlagen.

Selbst der alte Baron fing zuletzt an, sich für die Sache zu begeistern. Er schaffte einige der Reisewerke an, die ihm Kästner empfahl, hielt die verschiedenen Missionsschriften, und bedauerte

nur immer, daß er selber schon zu alt sei, um all' die Herrlichkeiten jener fremden Welt und die Wunder, die dort der liebe Gott durch fromme Diener seines Wortes geschehen lasse, mit eigenen Augen zu schauen.

Fast hörbar schlug dem jungen Manne aber das Herz in der Brust, als Berchta einst mit leuchtenden Blicken sagte, daß es doch gewiß ein großes, herrliches Wagniß, das größte eigentlich, was eine Frau unternehmen könne, sein müsse dort hinaus in die Fremde zu ziehen, um wilden, barbarischen Völkern, die in dem Fluch der Finsterniß lebten, den Segen und das Licht des wahren Glaubens zu bringen, und sie könne ein solches Loos nur als ein von Gott bevorzugtes betrachten.

„Aber, gnädiges Fräulein," warf da Kästner ein, nur um diese Gesinnung in Gegenwart des alten Barons auf die Probe zu stellen, „Sie, die Tochter eines altadeligen Geschlechts, würden sich nicht davor scheuen, als die Frau eines armen, niedrig geborenen Missionspriesters Ihr Leben zu beschließen?"

„Und adelt ihn nicht sein Stand?" rief da Berchta begeistert aus. „Denn was haben die alten Kreuzfahrer mehr gethan, von denen Va-

ters Bücher so viel erzählen? Ja wohl je so viel? Diese zogen nur in großen Heeren und mit Allem ausgerüstet in ein feindliches Land, das Schwert an der Seite, während jene frommen Männer, blos ihre Bibel in der Hand und auf Gottes Schutz vertrauend, sich mitten hinein zwischen Kannibalen und blutdürstige Heidenstämme wagten, und freudig unter tausend Entbehrungen der guten Sache ihr Leben zum Opfer brachten. Das sind Helden, und was wiegt selbst dagegen ein alter Stammbaum und Name, was ein edles Geschlecht?"

Kästner sah den Baron an. Es schien fast, als ob dieser etwas darauf erwidern, dagegen einwenden wolle; aber im Princip war er mit der Sache vollkommen einverstanden, und da es sich hier nur um ausgesprochene Gefühle handelte, durfte er seinen früher geäußerten Grundsätzen nicht untreu werden. Er war mit seinen eigenen Waffen geschlagen worden.

Von diesem Abend an schöpfte Kästner neue Hoffnung, er sah eine Möglichkeit vor sich, den Adelsstolz des alten Barons zu besiegen, wenn er sich nur erst einmal das Herz der Tochter gewinnen und sichern konnte. Er hatte Berchta wirklich recht von Herzen lieb und die feste

Ueberzeugung, daß er sie einst als seine Gattin glücklich machen werde. Er strebte auch nicht nach dem Geld und Gut des Vaters, o wie gern hätte er alledem entsagt, wenn er nur hoffen durfte, daß Berchta an seiner Seite sich mit einer bescheidenen Existenz begnügen würde; aber er bemerkte auch nicht, daß er in ihren Augen irgend einen Fortschritt mache, und kein einziges, selbst kleines Zeichen verrieth ihm, daß die geringste Liebe zu ihm in ihrem Herzen keime.

Sie nahm alle die Aufmerksamkeiten, die er ihr bewies, so unbefangen hin, daß er dadurch stets in seinen eigenen Schranken gehalten wurde. Sie war immer freundlich, ja herzlich mit ihm, ohne aber nur je mit einer Miene, mit dem Zucken einer Wimper zu verrathen, daß er ihr mehr sei als ein geachteter Lehrer und Freund. Ja selbst bei den Liedern, die er sie lehrte und die sie mit ihrer glockenreinen Stimme so wunderbar zum Herzen redend sang, sprach sich wohl ein tiefes Gefühl aus, das aber, wie sich Kästner nicht verhehlen konnte, noch keinem bestimmten Ziel entgegenstrebte. Es lebte wohl, von einem inneren Feuer genährt, in ihrem Herzen, aber es konnte noch keinen Weg in's Freie gefunden haben.

Aber Kästner, von Jugend auf an Entsagung gewöhnt, hatte auch dabei gelernt, Geduld zu üben. Er war sich in dieser Liebe zu Berchta keiner ungerechten Handlung bewußt, denn er sah darin nur ein rein menschliches Gefühl. So hoch stand das gnädige Fräulein vom Schölfenstein ja doch auch nicht über ihm, daß ein braver, rechtschaffener Mann — wenn er auch dem Bürgerstand angehörte — hätte zurückschrecken müssen, um ihre Hand zu werben. Er hoffte auf die Zeit und that indessen Vater wie Tochter, was er ihnen an den Augen absehen konnte.

Alle hatten ihn auch gern; nur Eine Person im Schlosse gab es, die ihn nicht leiden konnte, und das war der alte Claus, das Factotum des Barons, der dessen Pferde überwachte, seine Hunde fütterte, seine Gewehre in Ordnung hielt, seine Patronen machte und so ziemlich Alles im Schloß besorgte, was eben in derlei Dingen zu besorgen vorkam.

Der alte Claus war ein Erbstück im Hause, eigentlich mit dem alten Baron auch aufgewachsen, und galt bei diesem viel. So lieb er aber den Baron hatte, recht fromm war er, trotz der Kirchenzucht im Hause, doch nicht geworden. Er ging allerdings jeden Sonntag in die Predigt —

weil er eben mußte, aber er profitirte wenig davon, denn er schlief die meiste Zeit, und wenn er nicht in Gegenwart seines Herrn manchmal fluchte, weil dieser das unter keiner Bedingung gestattete, so machte er dafür draußen im Walde desto öfter seinem Herzen Luft und meinte dann immer, so ein „Heiliges-Kreuz-Donnerwetter" könne Einem der liebe Herrgott nicht übelnehmen, denn wenn man das immer hinunterschlucken müßte, so sei es gerade so, als ob Einer niesen wolle und dürfe nicht.

Der alte Baron, dem das natürlich kein Geheimniß blieb, machte ihn deshalb auch oft herunter und nannte ihn einen schweren Sünder und Heiden nach dem andern, drohte auch, ihn fortzuschicken, weil er keinen so unchristlichen Charakter in seinem Hause dulden wolle. Er aber hätte so wenig ohne Claus leben können, wie dieser ohne ihn und das „gnädige Fräulein," das er liebte, als ob es sein eigenes Kind gewesen wäre.

Claus hatte eine Abneigung gegen den Diaconus — weshalb, wußte er selber nicht. Wie oft finden wir ja das im Leben, daß wir uns zu diesem hingezogen, von anderem abgestoßen fühlen, ohne im Stande zu sein, einen wirkli-

chen Grund dafür anzugeben. Aber dies Gefühl wurde ihm zuletzt unbehaglich; er mußte sich darüber gegen irgend Jemanden aussprechen und that das gegen den alten Baron, als er einst mit ihm draußen im Walde war. Bei dem aber kam er an den Unrechten, denn dieser wußte die guten Eigenschaften des jungen Geistlichen wohl zu schätzen und duldete überhaupt nicht, daß sich irgend wer von der Dienerschaft über Jemanden aufgehalten hätte, mit dem er verkehrte.

„Weißt Du etwas Bestimmtes gegen den Herrn?" schnauzte er Claus mit einer Miene an, die diesen schon bereuen ließ, auch nur Ein Wort gesagt zu haben.

„Bestimmtes — nein," stotterte er; „ich — ich meinte nur, daß er in seinem ganzen Wesen —"

„Dann halte künftig Dein Maul," fuhr der Freiherr fort, „und untersteh' Dich nicht, mir je wieder mit so etwas unter die Augen zu kommen, oder — wir sind die längste Zeit Freunde gewesen!"

Damit mußte Claus abziehen, und daß ihn der Verweis nicht günstiger gegen den Geistlichen stimmte, läßt sich denken. So sehr er aber auch von da ab aufpaßte, um irgend etwas gegen ihn

aufzufinden und seinem Herrn einen Beweis bringen zu können, es war nicht möglich; denn Kästner, wenn auch wohl ohne Ahnung, daß er so scharf beobachtet wurde, that ruhig seine Pflicht, verkehrte mit dem Baron und dem gnädigen Fräulein nach wie vor, und zeigte sich dabei in seiner Gemeinde, besonders gegen die ärmeren Familien, stets so theilnehmend und freundlich und suchte, wo er das irgend konnte, ihre Noth zu lindern oder ihnen wenigstens Trost zuzusprechen, daß er schon lange der Liebling des ganzen Städtchens geworden war. Die Leute sprachen es auch ganz offen und unumwunden aus, daß sie einen besseren Geistlichen in ihrem ganzen Leben nicht verlangten.

2.

Der Missionsprediger.

In diese Zeit fiel es, daß ein protestantischer Missionsprediger jenen Theil Deutschlands bereiste. Dieser hielt nicht allein in den größeren Städten seine Vorträge über das Missionswesen und dessen Erfolge, sondern suchte selbst die kleinsten Ortschaften auf, ja sprach sogar von größeren Dorfkanzeln herab zu den aufmerksam lauschenden Zuhörern und forderte sie zur Unterstützung des großen Werkes auf, das den Heiden und Götzenanbetern in fernen Welten den Segen des Christenthums und der Civilisation bringen sollte.

Schon viele Wochen vorher hatten sich die Zeitungen mit dem merkwürdigen Manne beschäftigt und von seiner glühenden Beredtsamkeit so=

wohl, wie von den Schicksalen gesprochen, die ihn selber in jenen wilden Ländern und unter den noch wilderen Stämmen betroffen. Wie oft war er in Lebensgefahr gewesen, wie unzählige Male hatte schon die Kriegskeule des Wilden oder das Opfermesser über seinem Haupt geschwebt! Aber allen den Gefahren bot er ruhig, von Gott beschützt, die Stirn, allen war er entgangen, und kühn und unerschrocken schmetterte er dem Racheschrei der Feinde gegenüber die Götzenbilder zur Erde nieder, und pflanzte an deren Statt das Kreuz des Erlösers auf. So wenigstens lauteten die Berichte.

Der alte Baron von Schölfe hatte die Artikel auch gelesen und sich dadurch in eine ganz eigene Aufregung versetzt gefühlt. Das war einer der alten Kreuzfahrer, wie er sich selber sagte; das war ein Mann, wie sie nur vorige Jahrhunderte gesehen, voll Muth und Ausdauer, allen Entbehrungen, allen Gefahren trotzend und stets bereit, sein Leben dem zu weihen, dem er seine ganze Seele schon so lange zu eigen gegeben. Es gewährte ihm deshalb eine ganz entschiedene Befriedigung, als er noch an dem nämlichen Abend von dem Diaconus erfuhr, daß der ehrwürdige Mr. Johnson, ein Engländer von Ge-

burt, der aber auch einen ganz vortrefflichen deutschen Brief schrieb, dem Geistlichen in Rothenkirchen die Meldung gemacht habe, daß er selber in den nächsten Tagen dorthin kommen und einen Vortrag über das Missionswesen halten würde. Gastfrei überhaupt im höchsten Grade, erklärte er dem Diaconus denn auch augenblicklich, daß der Mann hier bei ihm auf dem Schlosse wohnen müsse.

Ganz gegen sein Erwarten schien sich aber Kästner keineswegs über das Eintreffen des Geistlichen so zu freuen, wie er nach seinen früheren Reden erwartet haben mochte. Ja er machte sogar einige Einwendungen: man wisse doch nicht, mit was für einem Mann man es zu thun bekomme. In den Zeitungen würde viel geschrieben — es wäre vielleicht besser, ihn vorher kennen zu lernen, und anderes Derartiges mehr. Wenn sich aber der alte Baron einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, so war er auch nicht so leicht wieder davon abzubringen.

Und was konnte der Mann nicht Alles von seinen Reisen erzählen; was hatte er nicht erlebt, und welchen tiefen Einblick mußte er durch ihn in das Missionswesen selber bekommen! Es blieb unfehlbar dabei, was er gesagt, und er

setzte sich sogar augenblicklich hin, um einen Brief an den ehrwürdigen Mr. Johnson zu schreiben, in welchem er ihn auf das freundlichste und herzlichste einlud, für die Dauer seines Aufenthalts in Rothenkirchen den Schölfenstein zu seinem Absteigequartier zu benützen; ja der Diaconus mußte versprechen, den Brief gleich am nächsten Morgen mit der richtigen Adresse zu versehen und zu befördern.

Der Baron erhielt allerdings keine directe Antwort auf sein Einladungsschreiben; aber vier Tage später kam plötzlich ein Junge aus dem Dorf heraufgelaufen und brachte eine Karte von dem indessen eingetroffenen Missionär. Auf dieser zeigte ihm Mr. Johnson nur mit wenigen Worten an, daß er Rothenkirchen erreicht, noch Einiges mit dem Geistlichen unten im Ort zu besprechen habe und dann unverzüglich dem Boten nachfolgen werde.

Der alte Herr fand das auch ganz in der Ordnung. Es gefiel ihm sogar, daß der Fremde keine weiteren Umstände machte und das freundliche Anerbieten eben so unumwunden annahm, wie es geboten worden. Er war selber kein Freund von langen Weitläufigkeiten, und dieser Herr Johnson hatte draußen in anderen Welt-

theilen auch wohl ebenso oft Gastfreundschaft geboten, wie sie von Anderen empfangen. Dann betrachtet man etwas Derartiges eben als selbstverständlich ohne weiter ein Aufheben davon zu machen. Was wußte der Missionär, der vielleicht die Stammbäume von zahllosen indianischen Königen im Kopfe hatte, auch von dem uralten Geschlecht derer von Schölfe — er hätte sonst seinen kurzen Brief jedenfalls etwas anders abgefaßt.

So vergingen noch mehrere Stunden, und der alte Baron hatte allerdings schon nach einem vorfahrenden Wagen ausgehorcht, als es plötzlich an seine Thür klopfte und diese sich auf sein etwas erstauntes „Herein" auch unmittelbar öffnete. Auf der Schwelle aber stand Mr. Johnson, eine lange, hagere Gestalt mit vorstehenden Backenknochen, kleinen, grauen, aber lebendig umherfahrenden Augen, etwas bleicher Farbe und fest zusammengekniffenen Lippen, aber mit einem unzweifelhaft ausdrucksvollen und intelligenten Gesicht, einfach, aber natürlich schwarz gekleidet, den runden Hut in der Hand, und sagte dabei mit tiefer, klangvoller Stimme:

„Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, den Freiherrn von Schölfe in Ihnen zu begrüßen."

„Mein Name ist von Schölse," sagte der Baron, sich unwillkürlich von seinem Stuhl erhebend.

„Dann erlauben Sie mir," erwiderte der Fremde, „mich Ihnen als Josua Johnson, den Missionsprediger, vorzustellen, den Sie so freundlich waren in Ihr gastliches Haus zu laden. Ich hoffe, ich falle Ihnen hier nicht zur Last —"

„Mein lieber Herr," sagte der Baron herzlich, „Sie sind uns so willkommen, wie die Blumen im Mai. Wo haben Sie Ihre Sachen? Die Zimmer für Sie stehen schon seit einigen Tagen bereit."

„Es ist sehr wenig, was ich bei mir führe," lächelte der Fremde, „denn immer auf Reisen, gewöhnt man sich an Einschränkungen und betrachtet eigentlich jedes Haus nur als ein flüchtiges Bivouak. Ich werde Ihnen auch nicht lange beschwerlich fallen, denn mein Weg ist noch weit, und ich darf darauf nicht rasten."

„Von Beschwerlichfallen kann gar keine Rede sein," lächelte der alte Herr, „wir haben sehr viel Raum im Schlosse und genügend in Küche und Keller, also bitte, thun Sie, als ob Sie zu Hause wären."

Damit reichte er ihm in seiner offenen Weise

die Hand, die der Missionsprediger auch nahm und herzlich schüttelte. Er hatte Menschenkenntniß genug, um im Augenblick zu sehen, daß der alte Baron jedes Wort, das er sprach, auch ebenso meinte. Das Weitere nahm auch keine lange Zeit in Anspruch; ein Diener wurde gerufen, um den Gast in sein Zimmer zu führen; sein Gepäck — ein einziger kleiner Lederkoffer — war schon hinübergeschafft worden, und er wurde dort sich selber überlassen, um erst wieder gerufen zu werden, wenn das Mittagessen bereit sein würde. Aber er brauchte, wie es schien, zu seiner Toilette nicht besonders lange Zeit, denn kaum eine Viertelstunde später zeigte er sich schon wieder unten im Garten, wo er sich auf das eifrigste mit den dort blühenden Pflanzen beschäftigte und den Gärtner auch nach Manchem in einer Weise fragte, die deutlich verrieth, daß er selber etwas davon verstand.

Noch war er damit beschäftigt, als er Schritte auf dem Kies hörte und, aufschauend, sich einer allerdings ungewöhnlichen, wenn auch sehr lieblichen Erscheinung gegenübersah. Es war Berchta, die eben mit Claus, ihrem steten Begleiter, aus dem Wald zurückkehrte und den näheren Weg durch den Garten eingeschlagen

hatte, um zum Schlosse zu gelangen. Natürlich vermuthete sie keinen Fremden darin zu finden.

Sie trug ein leichtgeschürztes, hellgraues Kleid, darüber eine ebensolche joppenartige Jacke mit grünen Aufschlägen und Kragen, einen grauen kleinen Hut mit ein paar Birkhahnfedern darauf, und über der Schulter eine leichte und sehr zierlich gearbeitete Doppelflinte, während Claus, der hinter ihr herkam, einen alten Jagdranzen umhängen hatte, aus welchem als heutige Siegestrophäe die rothe, buschige Lunte eines erlegten Fuchses herausschaute.

Berchta sah wirklich bildhübsch aus; von dem scharfen Gang war ihr Gesicht geröthet; der gute Schuß, den sie heute Morgen gethan, gab dabei ihrem Auge einen eigenthümlich lebendigen Glanz, und unter dem kleinen, kecken Jagdhut quoll die Fülle der dunkeln Locken reich hervor. Johnson, der Missionsprediger, war auch in der That frappirt von der plötzlich vor ihm stehenden Gestalt der Jungfrau und grüßte befangener, als es sonst wohl seine Sitte war. Berchta aber, die ja wußte, welcher Gast erwartet wurde, und schon aus dem Schnitt des dunkeln Rocks den Geistlichen erkannte, hatte rasch errathen, wen sie vor sich sah.

„Ehrwürdiger Herr,“ sagte sie freundlich, „ich vermuthe in Ihnen den schon seit einigen Tagen erwarteten Herrn Johnson zu sehen. Habe ich Recht?“

„Allerdings, mein — gnädiges Fräulein,“ sagte der Geistliche fast verlegen.

„Dann erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen selber vorstelle. Ich bin die Tochter vom Haus, Berchta mit Namen, und fürchte fast, ich habe durch mein etwas längeres Ausbleiben heute das Diner verzögert, aber der Bursche da drin, der Fuchs, machte uns so viel zu schaffen, bis wir ihn aus dem Bau bekamen, und ohne meinen kleinen, wackeren Waldmann da, den Teckel, wäre es uns auch gar nicht gelungen.

„Ich habe gar nicht gewußt,“ sagte Johnson wirklich etwas verlegen, „daß in Deutschland auch Damen der Jagd obliegen.“

Berchta erröthete leicht. „Es geschieht auch nicht so häufig,“ erwiderte sie lächelnd, „aber hier in unserer Abgeschiedenheit bin ich von meinem Vater, da ich die Mutter so früh verloren, fast wie ein Knabe erzogen worden. Doch“ — setzte sie rasch hinzu — „ich vertröble durch mein Plaudern nur noch immer mehr die Zeit; aber Sie sollen sehen, daß ich rasch Toilette machen

kann. Ich werde Ihre Geduld nicht zu sehr auf die Probe stellen."

„Mein gnädiges Fräulein —"

Berchta wendete sich schon ab. „Bring' den Fuchs in den Hof, Claus," rief sie dem Jäger zu, „nach Tisch wollen wir dann die jungen Teckel daran lassen und sehen, wie sie sich benehmen," und mit freundlichem Gruß gegen den fremden Geistlichen eilte sie leichten Schrittes durch den Garten hin, dem Schlosse zu.

Berchta hatte in der That nicht zu viel versprochen, wenn sie gesagt, daß sie zu ihrer Toilette nicht übermäßig lange Zeit brauche, denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als schon ein Diener in den Garten kam, um den Gast in das Speisezimmer einzuladen.

Der Freiherr war übrigens, wie er stets ging, in der Joppe, Diaconus Kästner aber, nachdem er rasch hinunter in's Städtchen geschickt, um mit ihnen zu speisen, im schwarzen Frack und weißer Halsbinde. Berchta's Blick, als sie den Speisesaal betrat, flog unwillkürlich von einem zum andern der beiden Geistlichen, denn obgleich einem Berufe angehörend, schien es doch kaum möglich, sich zwei verschiedenere Menschen zu denken.

Kästner war wirklich ein schöner Mann, kaum in den Dreißigen, mit offenem und ehrlichem Gesicht und vollem, lockigem Haar. Er trug ein glattrasirtes Kinn, das allerdings einen Ansatz zur Fülle zeigte, und einen starken, sorgfältig gepflegten Backenbart; nur hatte er etwas Zartes, Weichliches in seinen Zügen und eine Angewohnheit, die Unterlippe leicht mit den oberen Zähnen zu fassen, was ihm, besonders wenn er manchmal die Augen niederschlug, ein fast verlegenes Aussehen gab. Auch die weiße Halsbinde machte ihn vielleicht förmlicher erscheinen, als er wirklich war. Er hatte dabei außerordentlich weiße und zarte, fast frauenhafte Hände und ebensolche Füße, und trug bei festlichen Gelegenheiten, wie z. B. heute, auch glanzlederne, sehr eng anschließende Stiefel.

Der Missionsprediger war das gerade Gegentheil von ihm. Er ging allerdings auch schwarz gekleidet, aber in einen zugeknöpften Rock mit Stehkragen, aus dem nur ein schmaler Streifen weißer Wäsche hervorsah. Er trug dabei derbe, rindslederne Stiefel, und seine Hände wie auch sein Antlitz waren sonngebräunt und knochig. Kästner's hellbraunes Auge war schwimmend und weich; s e i n e kleinen grauen Augen blitzten leb-

haft, oft fast stechend, umher, wenn er Jemanden scharf ansah. Seine hohe, gewölbte Stirn, von spärlichen, schon graugemischten Haaren eingefaßt, fing an, eine Glatze zu bilden, und zeigte deutlich an der linken Seite eine breite, etwas röther gefärbte und lange Narbe. Sein Gesicht war vollkommen glatt rasirt, selbst ohne den geringsten Backenbart, und die buschigen Augenbrauen gaben ihm manchmal, wenn er sinnend vor sich niedersah, etwas Finsteres. Aber im Ganzen schien das seine Natur gar nicht zu sein; er war, wie sich bald im Gespräch zeigte, lebhaft und mittheilend, und nur um seine Lippen zog es sich manchmal wie ein tiefer Schmerz, der aber in seinen übrigen Zügen nie zum Ausdruck kam.

Der Diaconus hatte Johnson schon unten im Städtchen, wenn auch nur flüchtig, begrüßt, und die beiden Männer kannten sich also. Mit innigem Wohlgefallen ruhte aber des Missionspredigers Blick auf der reizenden Gestalt Berchta's, als sie im Saale erschien. Die Amazone von vorhin war verschwunden und an ihrer Statt ein echt weibliches, züchtig ehrbares Wesen erschienen, das mit wahrhaft bezaubernder Liebenswürdigkeit den Platz der Hausfrau an der Tafel versah und

dabei nur Auge für das Wohlbefinden ihrer Gäste zu haben schien.

Anfangs wollte das Gespräch nicht so recht in Fluß kommen; es waren zu heterogene Elemente hier zusammengewürfelt, und es mußte erst ein gemeinsamer Anknüpfungspunkt gefunden werden, ehe man sich darüber hinwegsetzen konnte. Aber Johnson selber lieferte ihn durch die Mission, die ihn hierher geführt, durch seine vielen Reisen, die er gemacht, das Wunderbare, Fremdartige, das er dort gesehen, und der Baron begann endlich das, was er hauptsächlich zu wissen wünschte, mit einigen allgemeinen Fragen einzuleiten.

Wo Johnson hauptsächlich seinen Aufenthalt gehabt?

Der Missionsprediger zuckte mit den Achseln. „Mein werther Herr," sagte er, „ich bin in meiner ganzen Lebenszeit wie ein vom Winde umhergewehtes und getragenes Blatt gewesen, — ohne Ruhe, ohne Rast. Von jenem Augenblick an, wo ich meine Studien in einem englischen Missionscollegium beendete, — und das sind jetzt volle dreißig Jahre — bis zu diesem, der einen Lichtblick in meinem Leben bildet," setzte er hinzu, und fast unwillkürlich, ja vielleicht unbewußt,

streifte sein Auge flüchtig Berchta's Gestalt, „war es mir selten, sehr selten vergönnt, von mühevollen Wanderungen und Beschwerden auszuruhen. Bald sah ich mich der heißen Sonne der Tropen, bald dem Eis und den Schneestürmen der kalten Zone ausgesetzt, aber immer nur mit dem Einen Ziel vor Augen: die Lehre des Heilands zu verbreiten."

„Und waren Sie vielen Gefahren dabei ausgesetzt?" sagte Berchta theilnahmsvoll, indem ihr Auge unwillkürlich nach der Narbe auf seiner Stirn flog.

„Gott hat seine Hand wunderbar über mir gehalten," erwiderte leise der Missionär.

„Das muß ein tüchtiger Hieb über den Kopf gewesen sein," bemerkte der alte Freiherr, der dem nämlichen Gedankengang der Tochter folgte, „und ist damals gewiß hart am Leben vorbeigegangen."

„Es war ein blutiger Tag," sagte der Missionär, wie in sich selbst zusammenschaudernd. „Ich erhielt den Schlag von einem Wilden in Neuseeland mit seiner Kriegskeule. Aber nicht solche trübe Bilder möchte ich an so freundlichem Tage vor Ihnen heraufbeschwören," brach er kurz ab; „es sind die Schattenseiten unseres Le-

bens, das aber doch auch wieder viel, viel des Freudigen und Erhebenden dafür bietet."

„Sie haben gewiß so schöne Länder gesehen," sagte Berchta, die kein Thema länger berühren wollte, das dem Gaste selber peinlich schien, „jene wunderherrliche Inselwelt. O, welch ein Zauber muß darüber liegen!"

„Allerdings ein Zauber," nickte der Missionär, dessen Züge sich bei diesen Worten wieder aufhellten. „O, mein gnädiges Fräulein, wenn es Ihnen je vom Himmel beschieden wäre, jenes wunderbare, herrliche Land zu sehen! Worte sind da nicht im Stand das auszudrücken, was man empfindet; aber noch weiß ich mich der Zeit zu erinnern, wenn auch viele, viele Jahre seitdem verrannen, wo ich zum ersten Mal jenes Paradies erblickte und keinen andern Ausdruck dafür hatte, als Thränen, Thränen des innigsten Dankes, daß mich Gott vor Tausenden so bevorzugt, seine schönsten und herrlichsten Wunder anzustaunen."

„Und sind jene Länder wirklich so herrlich in ihrer Scenerie, wie wir es so oft in Reisebeschreibungen lesen?" sagte der Freiherr. „Ich habe immer geglaubt, daß die guten Leute, unter dem Eindruck von etwas ganz Fremdem und

Ungewohntem, da ein wenig übertreiben oder doch ihren eigenen Gefühlen zu viel Rechnung tragen."

„Ich weiß nicht," sagte der Missionsprediger, „auf welche Reisebeschreibungen Sie sich beziehen, aber ich bezweifle von ganzer Seele, daß irgend eine Feder der Welt im Stande wäre, das wiederzugeben, was dort Gottes Hand verschwenderisch ausgebreitet. Es ist nicht möglich! Ein Mensch kann die palmengekrönten Küsten, die donnernde Brandung der Riffe, die kühn geschnittenen Bergkuppen, den grünen Wald und den blauen Himmel, die lauschigen Wohnungen, die Fruchthaine und tausend andere Dinge auf das genaueste und gewissenhafteste schildern; aber den Duft, der über dem Ganzen liegt, die blitzenden Farben, das Aroma, von dem die Lüfte durchdrungen sind, vermag er nicht wiederzugeben. Es ist gerade so, als ob ich auf einem Stück Leinwand einen Chimborazo oder Himalaja malen wollte; ich bin vielleicht im Stande, dem Beschauer einen annähernden Begriff von der riesenhaften Größe jener Bergkolosse zu geben, aber ein richtiges Bild? — nie im Leben."

„In der That," nickte der Herr von Schölfe — „und wenn Sie das sagen, der Sie doch

ein ruhiger, nicht eben excentrischer Mann scheinen, muß das wirklich etwas Absonderliches sein. Aber wie ist es auf jenen Inseln mit der Jagd?"

Der Missionsprediger lächelte. „Ich muß wirklich gestehen, verehrter Herr," sagte er, „daß ich selber kein Jäger bin und mich also auch nie der Jagd in jenen Bergen zugewendet habe, doch weiß ich bestimmt, daß es auf sehr vielen wilde Rinder, Ziegen und Schweine giebt, die von früheren Seefahrern dort ausgesetzt wurden und dann, was ihre Wildheit betrifft, allerdings nichts zu wünschen übrig lassen. Die Jagd selber ist aber in solchen tropischen Wäldern außerordentlich beschwerlich, und uns Volkslehrern blieb wirklich keine Stunde Zeit, um sie darauf zu verwenden."

„Und was sind die dortigen Indianer für Menschen?" fragte der Freiherr.

„Mein werther Herr," sagte der Missionsprediger, „die Frage ist allerdings so allgemein gehalten, daß sie Ihnen kein Mensch direct beantworten könnte. Die Eingeborenen jeder Inselgruppe, von denen es eine große Menge giebt, haben nicht allein andere Sitten und Gebräuche, eine andere Religion, einen andern Charakter,

sondern selbst auch nicht selten verschiedene Farbe. Im Ganzen kann man aber doch nur ein günstiges Urtheil über die verschiedenen Stämme fällen, die sich sehr häufig bildungsfähig gezeigt haben und auf manchen Inseln mit Begierde die christliche Religion ergriffen, ja selber mit weiter verbreiten halfen. Auf anderen ist es uns schwerer gemacht worden, und verschiedene Gruppen existiren noch, selbst bis auf die heutige Stunde, wo die Bevölkerung sich hartnäckig weigert, den Segen des Christenthums anzunehmen. Aber wir dürfen nicht nachlassen im guten Werk: Gehet in alle Welt und lehret alle Heiden! Das ist das Motto, das Gott uns auf das Schild geschrieben, und um das schwere und edle Werk zu fördern, mache ich jetzt die Rundreise durch Deutschland. Unsere Missionäre setzen wohl ihre Gesundheit, ja ihr Leben für die gute Sache ein, sie entbehren da draußen Alles, was hier der Mensch zum täglichen Leben fast unentbehrlich hält; aber sie sind arm wie die Jünger Jesu, die damals in die Welt zogen. Wir brauchen Druckschriften und Druckerpressen, ja selbst den Bedarf für das tägliche Brot; wir müssen kleine Fahrzeuge unterhalten, die unsere Missionäre von einer Insel zur andern führen, um unsere

Filiale zu revidiren oder neue zu gründen. Wir brauchen Tauschartikel, um dadurch das Nothwendige zum Leben von den Eingeborenen selber zu erhalten, da man auf sehr vielen Inseln nicht einmal den Begriff des Geldes kennt. Und selbst die Reise dorthin macht viele Kosten, nicht allein für die Missionäre selber, sondern auch für ihre Familien. Zu entschieden hat sich da nämlich die Nothwendigkeit herausgestellt, in den Frauen derselben den Frauen der Eingeborenen Lehrerinnen zu geben, die sie auf ein civilisirtes, christliches Leben nicht allein vorbereiten können, sondern ihnen auch durch ihren Wandel als gute und nachahmungswerthe Beispiele vorleuchten. Doch das sind Alles Sachen, verehrter Herr, die ich in meiner morgigen Predigt näher und ausführlicher entwickeln werde; es würde Sie hier nur ermüden, wollte ich jetzt weitläufig darauf eingehen."

„Und fallen selbst jetzt noch Kämpfe unter den Eingeborenen vor?" fragte Berchta, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten des fremden Mannes gelauscht hatte.

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein," erwiderte der Missionär, „aber weit weniger in den Districten, welche wir unserem Glauben gewon-

nen haben, als in denen, in welchen noch blinder Aberglaube herrscht. Manche Inselgruppen, z. B. den Archipel von Hawaii, haben wir — ich kann wohl mit Recht sagen, vollkommen civilisirt, und seit Jahren ist dort keine Streitaxt erhoben, kein Schuß abgefeuert worden."

„Welche Wohlthat für die armen Menschen!" flüsterte Berchta.

„Wohl eine solche — in der That!" nickte der Missionsprediger, „aber kein Mensch weiß auch, was jene wackeren Leute, die sich einer solchen Unternehmung widmeten, auszustehen hatten; ja sie werden noch von vielen Seiten angefeindet und verdächtigt. Wie traurig ist allein ihr häusliches Leben, wenn sie nicht glücklich genug waren, von daheim ihre eigene Frau, ihre Familie mitzubringen!"

„Aber warum heirathen sie da nicht eine von den Landestöchtern?" sagte der Freiherr. „Es soll ein schöner Menschenschlag sein."

„Das geht nicht," schüttelte der Missionär mit dem Kopf. „Es ist uns auch von dem Collegium selber, wenn auch nicht gerade untersagt, doch angedeutet worden, welche fatale Consequenzen das nach anderer Richtung haben könnte; und die Herren waren da in ihrem vollen Recht,"

setzte er nach kurzer Pause hinzu. „Die Frau des Missionärs soll Mitlehrerin, nicht Schülerin sein, und gerade in dem Nimbus, den wir uns dadurch bewahren, sichern wir uns einen großen Theil unserer Erfolge.“

„Dann müssen also die Missionäre, die ohne Frau hinübergehen, unverehelicht bleiben?“ sagte der Freiherr.

„Nicht immer,“ erwiderte der Missionär. „Mit einigem Erfolg haben wir doch bewirkt, daß dann und wann brave und gottesfürchtige Jungfrauen den allerdings kühnen Schritt wagten und hinaus zu einem solchen einsamen Bruder zogen, um seine treue Hausfrau zu werden und seine schweren Pflichten mit ihm zu theilen.“

„Ohne ihn zu kennen?“ rief Berchta erstaunt.

„Allerdings, ohne ihn zu kennen,“ erwiderte Johnson; „es erfordert freilich vielen Muth. Meist immer gehören jedoch diese, wenn auch tugendhaften Wesen den unteren Ständen an — Töchter von Handwerkern zum großen Theil, die auch solch ein Loos als eine Art von Versorgung betrachten, und der arme Missionär muß trotzdem noch froh sein, daß er wenigstens eine Landsmännin gefunden hat, die — wenn sie auch nicht auf dem nämlichen Bildungsgrad mit ihm

steht — doch in Freud' und Leid bei ihm ausharren will."

„Welch ein eigenthümliches Verhältniß!" sagte Berchta sinnend. „Und ganz allein zogen sie in die Welt hinaus, fern von ihrer Heimath fort, ohne Eltern und Geschwister, nur um dort ihre Hand in die eines vollkommen fremden Mannes zu legen? Es ist kaum denkbar!"

„Und weshalb nicht?" sagte der Missionsprediger freundlich. „Weshalb sollen Frauen nicht den nämlichen Muth zeigen wie Männer, wenn es gilt, einer Sache zu dienen, die man erst einmal für gut und edel erkannt hat? Und welcher schöne, herrliche Wirkungskreis blüht ihnen nicht da drüben unter den Töchtern des Landes, auf welche der Missionär selber nur durch die Männer des Stammes seinen Einfluß ausüben könnte, und mit denen sie dann direct verkehren und glückliche Familien um sich emporwachsen sehen! Sie, mein gnädiges Fräulein, sind allerdings in anderen Verhältnissen erzogen; Sie ahnen noch gar nicht, welchen Segen ein weibliches Herz über seine Umgebung ausgießen kann, wenn es sich opferfreudig selbst dem Schwersten unterzieht."

„Und wie leben überhaupt die Frauen dort?" sagte der alte Freiherr, den diese wunderlichen

Ehestandsverhältnisse nicht besonders interessirten und der gern mehr von den Eingeborenen des Landes hören wollte. Johnson ging auch gern darauf ein, und erzählte jetzt auf so einfache, aber wirklich höchst anziehende Weise von den Eigenthümlichkeiten der dort lebenden verschiedenen Stämme, daß sie ihm Alle gespannt lauschten und das Gespräch erst zum Schlusse allgemein wurde, wo verschiedene Fragen und Bemerkungen herüber und hinüber wechselten.

Diaconus Kästner hatte im Anfang fast gar keinen Antheil an der Unterhaltung genommen, sondern nur mit großer Aufmerksamkeit die Erzählung des Missionärs verfolgt und dann und wann durch eine geschickt eingeworfene Frage dessen Erklärungen bald auf diesen, bald auf jenen Punkt gelenkt. Cigarren wurden jetzt herumgereicht, aber der Missionsprediger rauchte nicht, er trank auch fast keinen Wein oder doch nur mit Wasser verdünnt, und schien überhaupt an ein sehr mäßiges Leben gewöhnt — wohl die natürliche Folge eines langen Aufenthalts in wilden Ländern und unter daraus folgenden Entbehrungen aller Art.

Bald nach Tisch empfahl er sich aber, da er noch hinunter in das Städtchen wollte, um mit

dem durch Unwohlsein an sein Zimmer gefesselten Geistlichen Manches zu bereden. Die kleine Gesellschaft blieb jedoch im Salon, denn zu viel neue und fremdartige Eindrücke waren ihr geboten worden, um diese nicht, wo sie noch so frisch in ihrem Gedächtniß lagen, weiter zu verfolgen.

So saßen sie noch beisammen, als drunten im Hof klappernde Hufschläge gehört wurden; der Freiherr drehte den Kopf danach um, und Claus, der mit im Zimmer servirt hatte und jetzt eben damit beschäftigt war, eine frische Flasche Bordeaux auf den Tisch zu stellen, trat zum Fenster, um zu sehen wer da gekommen wäre. Sein ganzes Gesicht leuchtete aber auf in demselben Augenblick, und schmunzelnd sagte er:

„Der junge Herr Baron! Das ist gescheidt!"

„Der Franz?" rief der alte Freiherr, beide Arme auf den Tisch stemmend.

„Gewiß! auf einem prächtigen Rappen!" rief Claus. „Und wie er geritten sein muß! Schade, daß er nicht ein bischen früher gekommen ist," setzte er dann halblaut und mehr zu sich selber redend hinzu.

„Ei, wo kommt der Wetterjunge her?" rief der alte Baron, erfreut von seinem Stuhl auf=

springend; aber es blieb ihm kaum Zeit, zum Fenster zu gehen, als die Thür schon aufgerissen wurde, denn Franz, wie er nur einem der Stallknechte den Zügel zugeworfen, war in wenigen Sätzen die Treppe hinaufgeflogen und wurde jetzt mit Jubel von dem Onkel und Berchta empfangen.

Franz war der älteste von seines Bruders Söhnen, eine edle, männliche Gestalt, dabei immer heiter, oft ausgelassen, ja wild, aber seelengut von Herzen und eigentlich der Liebling des alten Barons, der ihn auch als Kind oft jahrelang in seinem eigenen Hause gehabt und mit erzogen. Franz und Berchta waren deshalb auch — überdies ja schon Geschwisterkinder — wie Bruder und Schwester mitsammen aufgewachsen.

„Junge," rief ihm der Alte entgegen, indem er ihn in die Arme schloß, „Du triffst gerade zur rechten Zeit ein, um zu spät zu kommen. Wir sind eben mit dem Essen fertig."

„Thut nichts, Onkel," lachte Franz, „für mich wird schon noch ein kalter Imbiß da sein. Berchta, mein Schatz, wie geht es Dir? Aber ich brauche nicht zu fragen: frisch und blühend wie eine Rose!" Und seinen Arm um ihre Taille

legend, drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, die sie ihm willig bot. In dem Augenblick sah er den Diaconus, gegen den er sich aber nur förmlich neigte.

„Also den Braten noch einmal herauf, Claus, aber ein wenig schnell und ein frisches Glas hierher!"

„Halloh, Claus, mein alter Bursche, wie geht's?" rief Franz, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Danke unterthänigst, Herr Baron," schmunzelte der alte Jäger, „famos geht's, so lange die alten Knochen eben noch aushalten."

„Alte Knochen?" lachte Franz. „Wer weiß, ob Du uns nicht noch Alle zu Grabe trägst!"

„Das verhüte Gott!" sagte der Alte ernst, „ich möchte es Ihnen und mir ebenso wenig wünschen!"

„Aber was führt Dich so plötzlich her, Franz?" rief der alte Baron, während Claus das Zimmer verließ, „komm, setz Dich, Junge, und schenke Dir einmal vor allen Dingen ein. Dort neben Dir steht noch ein reines Glas. Unser Herr Johnson hat getrunken, als ob er Vorsteher irgend eines Mäßigkeitsvereins wäre."

„Was mich herführt?" sagte der junge Mann,

der Einladung ohne Weiteres Folge leistend, indem sein Blick aber doch, halb unbewußt, nach dem Diaconus hinüberflog, „reine Familienangelegenheit, Onkel, die wir nachher besprechen. Vorderhand werde ich einmal einen Schluck Wein trinken, denn ich bin durch den Ritt wirklich durstig geworden.“

Der Diaconus Kästner hatte den Blick aufgefangen, so flüchtig er gewesen, und die nachherige Andeutung, daß eine Familienangelegenheit zu besprechen wäre, genügte ihm vollkommen. Er wendete sich gegen den Freiherrn und sagte dabei freundlich:

„Sie entschuldigen mich wohl, Herr Baron, wenn ich unserem Herrn Johnson hinunterfolge. Es ist auf morgen noch Manches zu besprechen, wobei meine Gegenwart nothwendig sein könnte.“

„Mein lieber Kästner,“ rief der Baron, „machen Sie keine Umstände. Sie wissen, daß Sie bei mir wie zu Hause sind.“

Der Diaconus nahm seinen Hut, sprach noch leise einige Worte mit Berchta und verließ dann mit ehrfurchtsvollem Gruß das Zimmer, während ihm Baron Franz wohl vornehm höflich

dankte, seiner Gestalt aber mit eben nicht freundlichen Blicken folgte.

„Sag' einmal, Onkel," begann er auch, wie jener die Thür kaum hinter sich zugezogen hatte, „Du hast Dir wohl ein ganzes Nest von solchen Schwarzröcken eingeladen? Dicht vor dem Schlosse begegnete ich ebenfalls einem ältlichen Herrn, der ganz in das Fach zu schlagen schien."

„Es war ein Missionsprediger, der morgen früh hier predigen will," erwiderte der Freiherr. „Aber was ist das für eine Familienangelegenheit, die Dich hierher geführt? Doch nichts Unangenehmes, wie ich hoffe?"

„Ich denke nicht," lachte Franz von Schölse, bei der Frage alles Andere vergessend. „Ich bin glücklicher Bräutigam, Berchta!"

„In der That?" rief diese „und mit wem?"

„Mit Selma von Hohenstein, Euren Nachbarn fast."

„Mit Selma von Hohenstein?" rief Berchta erstaunt aus. „Nun sage mir um Gottes willen, Franz, wie kommst Du dazu?"

„Das möchte ich auch fragen," schüttelte der Baron mit dem Kopf. „Höre, mein Junge, ich

fürchte fast, Ihr Beiden paßt nicht recht zueinander. Du bist ein halber Heide und sie ein tief religiöses, fast schwärmerisches Wesen. Ich begreife auch, aufrichtig gestanden, gar nicht, daß sie Dir nur ihr Jawort gegeben hat."

„Ist es nicht ein prächtiges Mädchen?" lachte Franz.

„Das ist sie," bestätigte der Onkel, „aus guter Familie, dabei reich, hübsch, klug und auch gut von Herzen; ich kenne sie ja von klein auf. Doch in Euren Ansichten geht Ihr weit auseinander."

„Sage mir nur, Franz," bat Berchta, „wie Ihr Euch habt kennen lernen, und daß selbst wir, die nächsten Nachbarn, Nichts davon erfuhren."

„Die Sache ist sehr einfach, mein schönes Bäschen. Hohensteins waren doch kürzlich in Berlin, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Schön. Dort trafen wir einander, denn bekannt sind wir ja schon als Kinder mitsammen gewesen, und da zufällig einmal das Gespräch auf Religion kam und ich dabei vielleicht einige Ansichten entwickelte, die ihr Besorgniß

für mein künftiges Seelenheil einflößten, so ging sie scharf an die Arbeit, um mich zu bekehren."

„Und ist ihr das gelungen?" fragte der Baron trocken.

„Leider nicht," seufzte Franz. „Mit dem regen Interesse für mich aber geweckt, und da sie doch wohl einsehen mochte, daß der kurze Aufenthalt in der Residenz kaum ausreichen würde, um ihr Liebeswerk zu beenden, scheint sie beschlossen zu haben die Sache radical anzugreifen und mich zu heirathen."

„Du spottest, Franz," sagte Berchta ernst.

„Wahrhaftig nicht, Schatz!" rief ihr Vetter. „Dort erklärten wir uns allerdings noch nicht, aber das liebe Ding wollte mir nicht wieder aus dem Kopf. Gar so herzlich hatte sie zu mir gesprochen und eine solche Sorge, solche Angst um mich gezeigt, daß ich von der Zeit an gar nichts weiter denken konnte, als nur eben sie, und da der Vater außerdem in mich drängte, mir nun endlich einen Hausstand zu gründen, packte ich gestern auf, reiste in einem Strich nach Hohenstein und habe gestern Abend um ihre Hand angehalten und sie bekommen."

„Alle Wetter! das ging rasch —"

„Heute Morgen litt es mich nun nicht länger, Euch wenigstens hier zu sehen und die frohe Kunde mitzutheilen, und da Selma überdies auf Besuch zu einer Tante mußte und zwei Tage ausbleiben wird, benützte ich die Zeit und ritt herüber. Voilà tout!"

„Und glaubst Du wirklich, Franz," sagte Berchta bewegt, „daß Ihr Beide zusammen passen werdet?"

„Und warum nicht, Schatz?" lachte der leichtherzige junge Mann. „Entweder sie bekehrt mich, oder ich sie. Wenn wir nur einander lieb haben, das Andere findet sich nachher schon von selber, und ich bin fest überzeugt, glücklich mit ihr zu werden."

„Das gebe Gott!" nickte Berchta.

„Und meinen Segen hast Du auch, Franz," sagte der alte Freiherr, „wenn ich auch Berchta's Befürchtung halb und halb theile. Aber das ist Deine Sache; Du mußt sehen, wie Du mit ihr fertig wirst. Uebrigens, wenn Deine Verlobte auf Besuch ist, bleibst Du doch wohl kurze Zeit bei uns?"

„Wenn Ihr mich haben wollt, heute und morgen. Uebermorgen früh muß ich aber wieder nach Hohenstein zurück."

„Schön, mein Junge; dann soll Dir Berchta Deine Zimmer gleich in Ordnung bringen lassen," nickte der Onkel; „Du wirst wieder in Deiner alten Stube einquartiert."

3.

Die Missionspredigt.

Der nächste Morgen brach an, und mit ihm kam ein ganz eigenes, reges Leben in das sonst so stille Rothenkirchen, denn Johnson, der Missionsprediger, war noch am vorigen Tag außerordentlich thätig gewesen und hatte Boten nach allen benachbarten Dörfern ausgeschickt, um seinem Vortrag über jene „Heimath über dem Meer", wie er es nannte, die weiteste Verbreitung zu geben. Er schien auch damit einen ganz außerordentlichen Erfolg zu erzielen, denn wenn sich viele Menschen vielleicht — sobald sie erst genau erfuhren, um *was* es sich hier handelte — wohl nicht besonders für die Missionen interessirt haben würden, so lockten die große Mehr=

zahl doch schon die Worte an: „Die Heimath über dem Meere."

Viele von ihnen hatten Söhne oder nahe Verwandte in Amerika, Andere trugen sich selber mit stillen Gedanken einer möglichen Auswanderung, wenn sie es auch noch gegen Niemanden eingestanden hatten. Sie wollten wenigstens einmal hören, wie es da drüben aussehe, und das konnte ihnen natürlich kein Mensch besser sagen, als ein solcher Mann, der lange selber in jenen Ländern gelebt und dann natürlich die Verhältnisse doch auch genau kannte.

Sie zogen deshalb schaarenweise nach Rothenkirchen hinüber, und die ziemlich geräumige Kirche dort faßte kaum die Zahl der Zuhörer, die sich Kopf an Kopf in den weitem Raum drängten.

Und dahinein trat Johnson, in seinem schlichten schwarzen Rock, mit der hohen Stirn und den klugen Augen, die ganze Gestalt edel und von dem Gefühl getragen, ein Werk zu fördern, dem er sein ganzes Leben gewidmet, für das er Alles geopfert was er sein nannte. Konnte man es ihm gerade da verdenken, wenn er kleine, unbedeutende Opfer von Anderen forderte? Ja,

konnte man solche Unterstützung selbst nur ein Opfer nennen?

Als er mit seiner ruhigen, klangvollen Stimme, die den ganzen Raum vollständig ausfüllte, begann, herrschte Todtenstille in dem Gebäude. Er schilderte jene herrliche Welt der Südsee, jene stillen, von Korallenriffen umgürteten, von brandenden Wogen umschäumten Palmenhaine und Fruchtgärten, jenes blaue Meer und die mächtigen, bewaldeten Kuppen der Berge — ein Paradies auf Erden, aber mit der Hölle in ihrem Herzen und den Fluch blinden Heidenthums schwer und verderblich auf dem Paradiese lastend.

Er beschrieb mit grellen, furchtbaren Farben die Menschenopfer, die man hölzernen Götzen schlachtete; er schilderte mit einer Wahrheit, die seine Zuhörer schaudern machte, die Kindesmorde, die von unnatürlichen Müttern verübt wurden, weil das heidnische Gesetz sie dazu zwang. Er sprach von den Tausenden und Tausenden unschuldiger Kinderseelen, die dort selbst jetzt noch in jenen unheilvollen Gebräuchen auferzogen würden, und selbst jetzt noch gerettet werden könnten, wenn eben christliche Prediger ihre Pflicht erfüllten und den Heiden das wahre

Wort brächten. Und nun ging er auf die Missionen selber über, auf den kühnen Muth, mit dem sie in ein fernes, unbekanntes Meer, zwischen wilde, kriegerische, grausame Volksstämme ausgezogen wären, um nach des Heilands Vorschriften seine Lehre zu verkündigen. Mit welchen Gefahren und Entbehrungen sie dort zu kämpfen gehabt, wie sie oft allein, nur unter dem Schutz des Höchsten, dagestanden hätten zwischen erhobenen Opferbeilen und geschwungenen Keulen; wie Viele dabei auch den fremden Boden, dem sie ja nur den Frieden und das Heil bringen wollten, mit ihrem Blute gedüngt hätten. Ja selbst zu Opfern waren sie selber verwendet und ihre zerstückten Glieder von den Kannibalen gebraten und verzehrt worden. Aber dennoch folgten ihnen Andere; keine Schrecken konnten sie zurückhalten. Muthig gingen sie Allem entgegen, und wie die Wahrheit überall doch zuletzt siegen muß, so ruhten sie auch nicht eher, bis sie selbst auf jenem Boden Wurzel faßten.

Nun ging er zu der Wirksamkeit der Missionäre über, wie sie nach und nach doch einen kleinen Theil der Wilden ihrem Glauben gewonnen und mit deren Hilfe sich weiter auszubrei-

ten suchten; wie sie Kirchen bauten und Schulen errichteten, wie sie den Insulanern nützliche Gewerbe lehrten und die Thaten des Friedens verbreiteten. Aber ihre Kämpfe waren deshalb noch lange nicht vorüber. Feindliche und heidnische Horden, in der wahnsinnigen Meinung, ihre gestürzten Götzen zu rächen, überfielen die jetzt wehrlosen christlichen Stämme, so daß diese in ihrer Verzweiflung und nur um ihr Leben und das ihrer Familien zu retten, zu den Waffen greifen mußten — aber die Wahrheit siegte dennoch. Der Glaube hatte Wurzeln gefaßt auf den Inseln und konnte nicht wieder ausgerottet werden, und jetzt lag es an Europa, an der alten Welt, die neue in ihren Bemühungen zu unterstützen und da nur hilfreich die Hand zu reichen, wo kühne und fromme Männer schon Leib und Leben gewagt hatten, um ihr schönes Ziel zu erreichen.

Von jetzt ab schilderte er nur die stille Thätigkeit in den kleinen, von den Missionären angelegten Colonien, ihren Fleiß und ihr Streben, aber auch den Mangel, dem die Eingeborenen anheimgegeben wären. Auf nichts waren sie ja vorbereitet, um jetzt auf einmal in ein gesittetes Leben überzutreten. Ihre Tracht stand im Wi=

derspruch mit den Gesetzen der Sittlichkeit; Kenntnisse besaßen sie gar keine; wie Kinder mußten sie herangezogen und gekleidet werden, wie hilflose Kinder, die sie, wenn auch nicht an Körper, doch sicher an Geist waren. Aber lernbegierig hatten sie sich gezeigt, und bei der Masse der Zuströmenden, die Belehrung verlangten, fehlte es noch immer an Lehrern, besonders an Lehrerinnen; waren ja doch auch fast nur junge Missionäre all' diesen Gefahren begegnet, da sie, wenn sie auch ihr eigenes Leben nicht achten wollten, doch nicht wagen durften, mit Frauen und Kindern in ein Land zu ziehen, wo jede Nacht das Schlachtgeheul der Wilden ihre Hütte umtoben und seine Opfer fordern konnte. Um aber Lehrer und Lehrerinnen dort hinüber zu senden, brauchte man Geld, denn diese mußten auch mit allem Nöthigen ausgestattet werden. Selbst das kleinste Scherflein war deshalb willkommen, und wo Einzelne nicht im Stande seien wirklich baares Geld zu missen, da erbot sich die Missionsgesellschaft, auch andere Liebesgaben zu übernehmen und sicher an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern. Wenn noch irgend Jemand nähere Auskunft über die Art dieser Sammlungen haben

wolle, so sei er selber gern erbötig, sie ihnen heute Nachmittag in Rothenkirchen zu geben.

Der Schluß der Predigt klang, gegen den glühenden Anfang und die begeisterte Schilderung der dortigen Zustände, da er fast nur von Geschäftssachen handelte, ein wenig nüchtern; aber es ließ sich das auch eben nicht vermeiden. Er konnte ja das nicht unerwähnt lassen, was der Hauptzweck seiner ganzen Reise und Wanderung war: Propaganda für die Mission zu machen und ihre Zwecke durch Sammlungen zu fördern.

Wenn sich nun Johnson auch nicht gerade rühmen durfte, auf die Männer, die noch dazu größtentheils einen andern Inhalt der Predigt erwartet hatten, einen besonders tiefen Eindruck hervorgebracht zu haben, so war das dafür um so entschiedener mit den Frauen der Fall, die bei der ganzen Rede fast zu Thränen zerflossen und mit oft peinlicher Spannung gerade den Schilderungen folgten, die über das Familienleben der Indianer, über die armen und nur zu oft hingemordeten Kinder handelten. Ihre weichen Herzen faßten das Schreckliche solcher Zustände nicht allein auf das lebendigste auf, sondern malten es sich auch vielleicht noch in übergrellen Farben aus, und o wie gern

hätten sie da geholfen, wenn es nur in ihrer Macht gestanden! Aber was sie thun konnten, — dazu waren sie fest entschlossen — wollten sie auch sicher thun, und als die Predigt zu Ende war, sammelten sich die Frauen (während die Männer in die Taschen griffen und manchen harten Thaler in das für die Mission ausgestellte Becken warfen) vor der Kirche auf dem freien Plan und besprachen in lebendigen Gruppen das eben Gehörte, ja warteten ungeduldig auf den Moment, wo sie den fremden Geistlichen sprechen und seinen Rath hören konnten, wie sie es am besten anfangen sollten, seinen Wunsch zu erfüllen und sich an der Mission zu betheiligen.

In dem besonders abgetheilten „Stuhl" in der Kirche — ein großer, logenartiger Raum, in welchem wohl zehn Personen Platz fanden und der nach Schloß Schölfenstein gehörte — hatte sich denn auch die freiherrlich Schölfe'sche Familie eingefunden. Selbst Franz war mitgekommen, um den berühmten Missionsprediger zu hören, dessen Lob schon in den verschiedensten Zeitungen gestanden und von dessen Tüchtigkeit er sich selber gern überzeugen wollte. Und selbst Franz war von der Beredtsamkeit des Mannes hingerissen worden, denn er schilderte wirklich

mit einer Lebendigkeit, die das, wovon er sprach, wie vor den Augen der Hörer heraufzauberte.

Als sie aus der Kirche traten, kam Johnson auf sie zu und bat sie, ihn heute zu entschuldigen, wenn er nicht oben beim Diner erschiene. Er habe jetzt so viel hier unten zu thun, so viel Fragen von oft weit hergekommenen Leuten zu beantworten, daß er nicht gut abkommen könne.

Er mischte sich dann auch augenblicklich unter die Leute, die ihn von allen Seiten umdrängten, und freundlich mit ihnen redend, schritt er langsam dabei der großen Linde zu, unter welcher er den Sammelplatz bestimmt hatte.

„Hör' einmal, Berchta," sagte Franz, als sie zusammen den Schloßberg hinaufschritten und er dabei der Base den Arm gereicht hatte, „weißt Du wohl, daß ich sehr froh darüber bin, daß Selma heute Morgen nicht bei uns war und die Predigt mit angehört hat?"

„Und weshalb, Franz?" fragte das junge Mädchen, indem sie ihr Auge voll zu ihm aufschlug. Berchta war überhaupt recht still geworden und schritt, eine lange Strecke sinnend und ihren eigenen Gedanken nachhängend, neben Franz her.

„Das will ich Dir sagen," erwiderte Franz,

„weil sie überdies schon Feuer und Flamme für dies Missionswesen ist und nach der Rede heute Morgen ihr Herz ganz daran hängen würde. Das ist ein famoser Bursche, dieser alte Prediger, und hat die Gabe der Rede in hohem Grade. Wenn ich etwas im Staate zu sagen hätte, ließe ich den auch bei Gott nicht herumziehen, denn er kann Unheil anrichten."

„Unheil, Franz?"

„Allerdings," nickte dieser, „denke Dir nur, wenn ein leicht exaltirtes und überhaupt schwärmerisches Wesen wie Selma solche Dinge mit solcher Beredtsamkeit vorführen hört, so sind die Folgen ganz unberechenbar, und wenn sie auch nicht gerade selber aufpackt und als Missionärin hinauszieht, so wird sie doch auf Jahre nichts weiter im Kopf haben, als Strümpfe für barfüßige Heidenkinder zu stricken, Röcke zu nähen oder Sammlungen zu veranstalten, und damit eine ganze Nachbarschaft unbehaglich machen."

„Und thäte sie damit nicht ein gutes Werk, Franz?"

„Bah, fang' Du nicht etwa auch noch an, Bäschen," sagte der Vetter, „meine Meinung ist, daß wir jenen sogenannten „blinden Heiden" einen viel größeren Gefallen thäten, wenn

wir sie ruhig zufrieden ließen, und eingeladen haben sie uns wahrhaftig nicht, um zu ihnen zu kommen."

„Alle Wetter, Kinder," sagte in diesem Augenblick der Freiherr, der eine kurze Strecke mit dem Verwalter zurückgeblieben war, um Einiges mit ihm zu besprechen, und sich jetzt den beiden jungen Leuten wieder anschloß, „hat unser geistlicher Herr von der Mission aber ein Mundwerk am Kopfe. Allen Respect; der kann wahrlich das Blaue vom Himmel herunterreden, und mir ist ein paarmal selber, wie er von den Kindermorden sprach und sie beschrieb, siedendheiß dabei geworden. Es geht doch eigentlich wunderlich in der Welt zu, und wir, die wir hier in vollkommen geregelten Verhältnissen sitzen und darin aufgezogen sind, merken gar nichts davon und wissen noch viel weniger darüber."

„Ich bin fest davon überzeugt, daß er furchtbar übertrieben hat," sagte Franz.

„Ich weiß nicht," meinte der Freiherr achselzuckend, „weshalb sollen solche Sachen nicht vorgekommen sein und vielleicht noch vorkommen? Möglich ist's immer, und bleibt nur die Frage, ob die Missionäre das ändern können. Das Land ist weit, und überall können sie doch nicht

sein. Heute Abend muß er uns übrigens erzählen, bei welcher Gelegenheit er den Hieb über den Kopf bekommen hat. Er scheint freilich nicht gern davon zu sprechen."

„Weshalb bist Du denn so still, Berchta?" fragte Franz seine schöne Begleiterin. „Fehlt Dir etwas?"

„Mir? nein," sagte das junge Mädchen, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, „ich dachte nur eben über so Manches nach, was der Missionär heute gesprochen. Es ist doch eine vollkommen neue Welt, die uns da erschlossen wird und in die wir uns eigentlich erst hineinleben müssen."

„Ich sehe dafür die Nothwendigkeit gar nicht ein, mein schönes Bäschen," erwiderte Franz, „wir Alle haben dort gar nichts zu thun und zu suchen, und wenn wir uns mit der Verbesserung und Veredlung unserer Mitmenschen ernstlich beschäftigen wollten, glaube ich, fänden wir daheim hinreichende Arbeit. Zehn gegen Eins, unser Missionär zieht durch seine heutige Predigt aus Rothenkirchen und der Nachbarschaft ein Capital heraus, das unseren Armen hier weit besser zu statten gekommen wäre und jetzt zu einer Verwendung, über die wir gar keine Controle haben, in fremde Länder wandert."

„Du könntest Recht haben, mein Junge," sagte der alte Freiherr, „denn ich selber bin willens, dafür zu zeichnen; aber wer weiß denn, welchem armen Teufel mit brauner Haut die Sache zugute kommt, und ob sie's dort nicht ebenso nothwendig und vielleicht noch viel nothwendiger gebrauchen als wir hier. — Aber da sind wir, und ich muß Dir gestehen, daß ich hungrig geworden bin. Johnson wird wahrscheinlich unten beim Geistlichen essen."

„Der sieht mir gar nicht danach aus," meinte Franz, „als ob er heute Mittag überhaupt etwas essen würde. Wie der Jäger auf seine Beute, ist er hinter seinen Opfern her, und was er aus ihnen zum Besten seiner braunhäutigen Pflegekinder herausdrücken kann, thut er gewiß."

Die Unterhaltung war damit für jetzt abgebrochen, drehte sich aber später bei Tisch doch nur wieder einzig und allein um den Gegenstand der Missionen — ein Beweis mehr, wie gewaltig der fremde Geistliche verstanden hatte das Interesse der Zuhörer zu fesseln und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Berchta aber blieb ziemlich einsilbig und schützte bald darauf Kopf-

schmerzen vor, mit denen sie sich auf ihr Zimmer zurückzog.

Johnson kehrte übrigens an dem Abend gar nicht wieder nach dem Schlosse zurück und hatte nur einen Boten hinaufgesendet, um ihn zu entschuldigen. Er war so von den Leuten unten in Anspruch genommen, daß er sich nicht losreißen konnte oder wollte. Was lag dem Manne auch an häuslichen Bequemlichkeiten, der nur mit eiserner Consequenz sein einmal vorgestecktes Ziel verfolgte!

Und der Erfolg war wirklich für einen so kleinen Ort ein außerordentlicher; denn nicht allein, daß seine dort gleich auf dem Platz angestellte Sammlung reicher ausfiel, als in mancher großen Stadt, nein, es gelang ihm auch, einen „Frauenverein" zu gründen, der diese Sammlung sowohl fortzusetzen versprach, als sich auch bereit erklärte, dafür zu sorgen, daß nur alle erdenklichen Bedürfnisse für die Eingeborenen angefertigt oder von anderen Orten erbeten würden. Später sollten sie dann an eine von Johnson aufzugebende Adresse befördert und den „armen Heiden" zugesendet werden, und man beschloß zuletzt noch, das „gnädige Fräulein" zu

ersuchen, die Präsidentenstelle in diesem Verein zu übernehmen.

Am nächsten Morgen suchte sie Johnson selber auf, um sie darum zu bitten, und fand sie, als er sich bei ihr anmelden ließ, allein in ihrem Zimmer. Berchta versprach auch mit Freuden seinen Wunsch zu erfüllen, und konnte ihm dabei nicht verhehlen, wie tief sie von seiner gestrigen Rede ergriffen sei, und wie sehr ihr am Herzen liege das Wenige, was sie selber im Stande sei zu leisten, zur Förderung des schönen Werkes beizutragen.

„Mein gnädiges Fräulein," erwiderte der Missionär, und ein eigener, wenn auch unmerkbarer Zug von Bitterkeit umzuckte seine Lippen, „wir Alle sind wirklich im Stande, das Höchste zu leisten, wenn wir nur auch den festen Willen dazu haben; aber wir finden es gewöhnlich weit bequemer, uns mit der Unmöglichkeit zu entschuldigen. Viele werden freilich berufen, aber Wenige sind auserwählt, und den wenigen Auserwählten gehört dann das Himmelreich."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Berchta scheu.

„Es ist schon dankenswerth, mein gnädiges Fräulein," wich aber der Geistliche aus, „daß Sie sich in Ihrer Stellung so weit herablassen,

an der Sache armer, freundloser Missionäre in fremden Welttheilen durch eine Form, wie hier der Vorsitz eines Frauenvereins ist, oder selber durch freundliche Gaben sich zu betheiligen. Wir könnten wirklich gar nicht mehr von Ihnen verlangen."

„Und ist das Ihr voller Ernst?" sagte Berchta und sah dabei den Geistlichen fest und forschend an. „Sprechen Sie jetzt — wie Sie es gewohnt sein müssen — die reine, lautere Wahrheit?"

„Wir dürfen wenigstens nicht mehr verlangen," erwiderte Johnson, „wenn Ihnen das aufrichtiger klingt."

„Und weshalb nicht?" rief Berchta rasch. „Trauen Sie mir weniger Muth, weniger Aufopferungsfreudigkeit zu, als sie andere Frauen bewiesen haben?"

„Mein gnädiges Fräulein," sagte der Missionär, „wir selber wissen nie, was wir uns zutrauen dürfen oder können, bis wir es nicht auch an uns selber erprobt haben. Oft ist der Geist wohl willig, aber das Fleisch schwach, und mancher selbst starke Geist sinkt nachher unter der Wucht der Wirklichkeit zu Boden und verzagt."

„Und trauen Sie mir das zu?"

„Möge Sie Gott nie auf so harte Probe stellen," sagte der Missionär, leicht und wehmüthig das Haupt neigend, „und nicht allein Ihret-, sondern auch der Ihrigen wegen, denn es ist schwerer fast da Zeuge zu sein, als es selber zu tragen."

„Und waren Sie einst Zeuge eines solchen Leides?" fragte Berchta bewegt, denn der sonst so ruhige Mann mit den eisernen Zügen schien heftig erschüttert.

„Ja," flüsterte Johnson, fast mehr mit sich selber als zu der Jungfrau sprechend, „ich war Zeuge, wie ein junges, liebes Leben langsam dahinwelkte, und — mußte dann später trotzdem noch Gott danken, daß er sie früher zu sich genommen, ehe sie das Furchtbarste erlebte."

„Das Furchtbarste?"

„Sie sollen es hören, mein gnädiges Fräulein," sagte der Missionär, „es sind wenige Menschen, denen ich das anvertraut habe, was schon länger als ein Vierteljahrhundert hinter mir liegt, aber," setzte er leise hinzu, „es mag Ihnen auch beweisen, daß ich nicht nur für die Mission werbe, sondern auch eine Warnung für die habe, die vielleicht zu fest auf sich vertrauen und dann der guten Sache nichts nützen, sondern

selber zu Grunde gehen würden, — und in Ihren Augen gerade liegt etwas, das mich Aehnliches fürchten läßt."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht."

„Lassen Sie mich Ihnen eine kurze Skizze aus meinem Leben geben," wich der Missionär aus, „ich werde Ihre Zeit nur für wenige Minuten in Anspruch nehmen, und dann betrifft es gerade jenen Tag, an welchem ich diese Wunde erhielt, nach der mich Ihr Herr Vater schon fragte. Es ist gerade, als ob mir der Allmächtige selber ein Erinnerungszeichen gegeben habe, damit ich nie — nie jene Zeit und Alles was damit zusammenhing, vergessen möge."

„Es sind jetzt dreiunddreißig Jahre," fuhr er nach kurzer Pause fort, „daß ich meine erste Missionsreise antrat. Der Verkehr mit jener wilden Welt war damals noch sehr unbedeutend und das Leben, besonders auf den Inseln, um Vieles wilder, als es gegenwärtig ist. Ich hatte eine junge Frau, die mich begleitete; sie war aus guter Familie — reich und wunderbar schön — ich war selber damals noch jung — wenigstens in meinen besten Jahren. Ich wollte das Amt eines Missionärs nicht annehmen, weil ich eben für meine Frau fürchtete; sie selber drängte mich

dazu. Wir gingen damals nach Neuseeland — es lebte dort — und lebt noch — ein wildes Volk, das sich der Cultur nur schwer zugänglich zeigte, ja so wild und gehässig gegen uns auftrat, daß wir mehrmals in Lebensgefahr schwebten, von ihnen überfallen zu werden. Meine arme Frau zeigte sich dieser ewigen Furcht und Aufregung nicht gewachsen; sie wollte jetzt nach Europa zurückkehren, aber nun konnte i ch den übernommenen Posten nicht verlassen, ohne mich einer Pflichtverletzung schuldig zu machen. Was früher freier Wille bei ihr gewesen, wurde nun zum Zwang und rieb ihre Kräfte auf. Sie siechte dahin und — starb —"

„Armer Mann!" sagte Berchta tiefbewegt.

„Ich glaubte damals, daß Gott das Schwerste über mich verhängt habe, was möglich sei," fuhr der Missionär nach kurzer Pause fort; „ich wußte noch nicht, was eine Menschenseele im Stande wäre, zu tragen. Acht Tage später überfielen die Maoris meine Hütte — meine selige Frau hatte mir zwei liebe, engelgleiche Kinder hinterlassen — zwei Mädchen — ich vertheidigte — weniger mein Leben als das ihrige, mit der Kraft der Verzweiflung — ein Keulenschlag streckte mich zu Boden — meine ärmliche Heimath war in den Hän-

den der blutdürstigen Wilden, und sie — machten Gebrauch davon. Eine Abtheilung englischer Marinesoldaten war in der Nähe und vertrieb sie endlich, aber sie konnten das Schlimmste nicht von mir abwehren, denn sie retteten nur mein Leben. Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte — und zu welch' furchtbarem Bewußtsein — sah ich meine beiden Kinder todt — erschlagen an meiner Seite. Von da ab wurde unsere Mission verlegt, ich kam, aus Rücksicht vielleicht auf das, was ich in Neuseeland gelitten, nach einer der Stationen in der Südsee — nach den Tonga-Inseln — von dort aus besuchte ich die Marquesas-, die Gesellschafts-Inseln, die Gruppe der Freundlichen Eilande und viele andere. Ich hatte keine Ruhe mehr, ich führte ein rastloses Leben, aber das ganze Ziel desselben war nur dem Einen Streben geweiht, jenen unglücklichen Menschen das Licht der Religion zu bringen und sie von dem Verderben zu retten, dem sie so unwiderruflich entgegengingen."

„Und trotzdem," rief Berchta, die der kurzen, aber ergreifenden Schilderung mit dem gespanntesten Interesse gelauscht und deren Wange Leichenblässe deckte — „und trotzdem beharrten Sie in Ihrem Liebeswerk? Trotzdem, daß Ihnen jene

entsetzlichen Menschen Alles genommen hatten, was uns ja hier auf Erden als höchstes Gut nur gelten kann?"

„Hat nicht unser Heiland selbst am Kreuz für seine Richter gebeten und gerufen: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun? Jene Wilden wußten in der That nicht, daß sie das irdische Glück eines Mannes zerstörten, der nur allein zu ihnen gekommen war, um das Heil ihrer Seelen zu retten und ihnen zu zeigen, wie man auch friedlich und im Glück zusammen auf der Erde leben könne. Doch ich ermüde Sie, mein gnädiges Fräulein," brach er plötzlich ab, „zu lange schon habe ich Sie von mir selber unterhalten, wenn auch freilich nur zu dem Zweck, um Ihnen zu zeigen, welchen Gefahren Einzelne von uns ausgesetzt waren, um ihren hohen Zweck, ihre Sendung zu erfüllen. Unsere Herzen müssen stark, unsere Glieder zäh sein, kein weichliches Leben darf sie entkräftet haben, und nur in dem Beruf selber müssen wir unsere Erholung, unsern Lohn suchen und finden, oder — er würde eine untragbare Last und Bürde werden."

„Und schildern Sie Ihren Beruf da nicht zu ernst und mit zu schwarzen Farben?" fragte Berchta; „hat er nicht auch glückliche Augenblicke,

glückliche Stunden und Tage, wenn Sie Ihre Arbeiten mit Erfolg gekrönt und dann glückliche, gute Menschen um sich sehen?"

„Gott verhüte, daß ich das Gegentheil behaupten wollte," rief der Missionär rasch. „Besonders auf den Südsee-Inseln haben sich diese in froher und erhebender Weise gezeigt. Ja, wir würden deren sicher noch mehr aufzählen können, hätten Alle, die sich dem schönen Werk gewidmet haben, weniger Hast bewiesen, um ihr Ziel zu erreichen, mehr Nachsicht mit den unwissenden Bewohnern gehabt und weniger starr an der Form als an dem eigentlichen Wesen des Christenthums gehangen. Aber sie sind auch darin vielleicht zu entschuldigen," setzte er mild hinzu, „denn der Charakter des Mannes ist an sich starr und zäh. Nur zu häufig glaubt er fälschlicherweise, daß er alles das, was er von sich selber fordert, auch von Anderen fordern könne — und Gott hat doch nicht allen Menschen gleiche Mittel gegeben. Es fehlt uns da häufig das versöhnende Element der Frauen, die mit weit mehr Geduld und Milde oft viel größere Ziele erreichen."

„Und so sind wirklich nicht alle protestantischen Missionäre verheirathet?" fragte Berchta.

„Kaum die Hälfte von ihnen."

„Aber sie sollten gar nicht ohne Frau in ein so fernes Land ziehen."

„Das würde im Anfang ihre Bewegungen zu sehr hemmen," erwiderte der Missionär, „und ihre Familie doch zu großen Gefahren aussetzen. Sie haben ja da mein eigenes Beispiel. Nein, erst wenn sie sich einen festen Wirkungskreis gebildet, oder genau wissen, daß sie ihren Aufenthalt wenigstens auf einer Insel nehmen können, wo ihr Leben nicht fortwährend bedroht ist, schreiben sie an die Missionsgesellschaft und bitten diese, ihnen eine Frau hinauszusenden."

„Und ist es wirklich möglich, daß etwas Derartiges geschieht?" rief Berchta. „Sie deuteten es schon neulich an, aber ich glaubte fast, ich müßte Sie falsch verstanden haben."

„Allerdings, und noch dazu sehr häufig," versicherte Johnson. „Sie finden sogar derartige Bitten in unseren Missionsblättern, daß ein dort einsam wohnender Missionär sein Loos mit einer achtbaren Jungfrau zu theilen wünscht. Die Missionsgesellschaft übernimmt nachher etwaige Anerbieten, um zuerst Erkundigungen über den Charakter der Gemeldeten einzuziehen, und befördert diese dann nach dem gewünschten Punkt,

was nicht immer leicht ist, da ja eine regelmäßige Verbindung zwischen den Inseln gar nicht existirt.

„Wunderbar, wunderbar," sagte Berchta und sah den Missionsprediger staunend an, „und so von Haus und Heimath ziehen sie fort? Schwache Frauen nur, um einem fremden, wilden Volk zu seinem Seelenheil zu verhelfen?"

„Wohl gehört Muth und Entschlossenheit dazu," nickte der Missionär, „doch Leute, die daheim schon in gedrückten Verhältnissen leben, finden sich auch leichter da hinein, ja manchmal sogar eine Verbesserung ihrer Lage in einem solchen Schritt. Ich weiß auch noch kein Beispiel, daß eine Jungfrau aus vornehmer und reicher Familie ein derartiges Opfer gebracht hätte. Die Bande, welche sie an die alten, gewohnten Umgebungen knüpfen, sind zu stark, und das Bewußtsein, den Himmel zu gewinnen, wirkt bei ihnen nicht überzeugend genug, um dafür alle irdischen Freuden und Vortheile zu opfern. Und es ist vielleicht gut so," setzte er, das Haupt neigend, hinzu, „denn aller Wahrscheinlichkeit nach würden sie sich in die neuen Verhältnisse nicht einleben können und sich dann unglücklich fühlen. Der Herr aber verlangt nur f r e u d i g e Herzen, die ihm mit Lust und Liebe dienen.

Doch, mein gnädiges Fräulein," brach er ab, „ich mißbrauche, wie mir scheint, Ihre Geduld und möchte die kurze, mir noch vergönnte Zeit auch benützen, Ihnen die nöthigen Adressen zurückzulassen, welche Sie haben müssen, um als Vorsteherin Ihres kleinen Vereins die eingegangenen und eingehenden Geschenke an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern. Sie finden Alles, was Sie darüber fragen könnten, in diesem kleinen, besonders zu dem Zweck gedruckten Büchelchen. Außerdem habe ich mir erlaubt, Ihnen die Hefte unseres Vereinsblattes aus dem letzten Vierteljahr mit beizulegen, damit Sie doch einen Ueberblick über unsere Thätigkeit gewinnen. Die Blätter enthalten auch einige recht gut geschriebene Artikel über manche jener, noch wenig oder gar nicht bekannten Inseln, mit genauer Angabe der Fortschritte, welche die Mission dort gemacht hat, wie viel sie dem wahren Glauben gewonnen, wie viel noch übrig bleibt, um sie zu neuer, rastloser Thätigkeit anzuspornen. Sie werden überhaupt mancher interessanten Notiz darin begegnen, und nun möchte ich Sie nur noch ersuchen, mich bei Ihrem Herrn Vater anmelden zu lassen, denn meine Zeit ist beschränkt, und ich muß Schölfenstein, so gern ich hier

weilte, noch selbst diesen Morgen wieder verlassen."

„Sie wollen schon fort?"

„Ich muß, um einer Einladung zu folgen und in der benachbarten Stadt Hausburg einen Vortrag zu halten. Für mich giebt es keine Ruhe, mein gnädiges Fräulein, und so lange mir Gott nur die Kraft läßt, will ich ja auch gern seiner Sache dienen. Ist Ihr Herr Vater jetzt zu sprechen?"

„Mein Vater ist mit meinem Vetter heute Morgen in den Wald geritten. Sie werden kaum vor dem Diner zurückkehren. Können Sie denn nicht wenigstens so lange nur bleiben?"

„Ich kann und darf nicht," sagte der Missionär; „vielleicht ist es mir später einmal gestattet, dem Freiherrn von Schölfe meinen persönlichen Dank für seine Gastfreundschaft zu sagen; für heute ersuche ich Sie, das für mich zu übernehmen. Auch Ihnen, mein gnädiges Fräulein, danke ich nicht allein herzlich für die Theilnahme, die Sie der guten Sache gezeigt, sondern auch für das freundliche Wohlwollen, das Sie mir selber bewiesen. Leben Sie glücklich, und möge nie eine Wolke des Leids diese klare und reine Stirn trüben!"

Damit reichte er ihr seine Hand, in welche Berchta schüchtern die ihrige legte, drehte sich dann um und verließ das Zimmer.

Er säumte auch in der That nicht länger im Schlosse. Kaum eine Viertelstunde später schritt er mit einem der Tagelöhner, der seinen kleinen, leichten Koffer trug, nach Rothenkirchen hinab, und bald darauf rollte er in einem Einspänner die Chaussee entlang, um den Samen der Mission weiter und weiter auszustreuen und Propaganda für eine ihm heilige Sache zu machen.

4.

Die Entscheidung.

Als der Freiherr am Mittag mit Franz zurückkehrte, that es ihm eigentlich leid, den Missionär nicht mehr zu finden, denn der Mann hatte ihm durch sein offenes und zugleich begeistertes Wesen gefallen. Franz dagegen schien vollkommen damit zufrieden.

„Ich will Dir etwas sagen, Onkel,“ meinte er. „Daß der Mann es aufrichtig mit Allem meint, was er hier erstrebt, glaube ich ihm auf sein Gesicht, und aus allen seinen Worten spricht es ebenfalls heraus, aber — ich habe einmal eine Antipathie gegen alle Leute, die aus der Religion ein „Geschäft“ machen, und so sehr mich selbst, was ich gar nicht etwa leugnen will, seine Rede gestern über die sittlichen und moralischen

Zustände jener fernen Länder ergriff und so warm ich dabei wurde, so gänzlich abgekühlt fühlte ich mich, als er zuletzt in das „Geschäftliche" der Sache einging und auf Kattun, Bücher, Druckerpressen, Tauschartikel und andere derartige Dinge überging. Es war das genau dasselbe, als wenn mitten in der Predigt der Klingelbeutel in der Kirche herumgeht — eine der trostlosesten Einrichtungen unserer aufgeklärten Zeit, die jede möglicherweise von Seite des Predigers erzielte Andacht rettungslos todtschlägt. Der Kirchgänger, der sich doch, allem Vermuthen nach, in den Text der Predigt vertieft hat und dem Ideengang mit Interesse folgt, muß plötzlich in die Tasche greifen und nach einem Stück kleiner Münze suchen, und bis er die gefunden, hat er auch sicherlich den Faden der Predigt verloren."

„Aber Du wirst mir zugestehen, Franz, daß die Missionen nicht ohne Unterstützung bestehen könnten."

„Es mag sein; aber deshalb berührt es mich doch peinlich, und ich hätte es des Mannes selber wegen gewünscht, daß es nicht nöthig gewesen wäre. Wir finden auch nirgends in der Heiligen Schrift, daß die Jünger des Heilands,

als sie sich später ausbreiteten, Collecten gemacht haben."

„Du bist unverbesserlich, Franz," sagte der alte Herr, vielleicht selbst darüber ärgerlich, daß er ihm nicht gut etwas entgegnen konnte, oder ihm wenigstens in der Geschwindigkeit nichts beifiel. „Mit Dir ist auch nicht darüber zu streiten, und Jugend hat einmal keine Tugend."

„Mein lieber, guter Onkel," lachte Franz, „d i e Tugend, die erst das Alter nothgedrungen bringt, wäre auch nichts besonders Rühmenswerthes; aber Du hast Recht, wir wollen uns nicht mit religiösen Streitfragen befassen, wenn auch der Klingelbeutel eigentlich nichts mit der Religion selbst zu thun hat. — Wo steckt denn nur mein schönes Bäschen? Sie vernachlässigt ihren Vetter, der morgen früh schon wieder fort muß, auffallend."

„Weißt D u, Claus, wo meine Tochter ist?" sagte der Freiherr.

„Das gnädige Fräulein," erwiderte der Alte, „sitzt oben in ihrem Zimmer und liest Zeitungen."

„Zeitungen?" rief Franz verwundert, „beschäftigt sie sich denn auch mit Politik?"

„Das weiß ich nicht," meinte Claus; „aber

der fremde Herr Prediger hat ihr ein ganzes Packet dagelassen, und in denen studirt sie jetzt."

„Missionsschriften! Gott soll uns bewahren!" lachte Franz. „Aber das leid' ich nicht, Onkel. Die paar Stunden, die ich noch bei Euch bin, möchte ich auch mit Euch verleben. Ich hole sie. Zu der Lectüre hat sie noch immer genügend Zeit, wenn ich erst einmal wieder fort bin."

Er machte auch in der That sein Wort wahr, und Berchta willfahrte gern seinem Wunsch, die Zeitungen beiseite zu legen. Sie hatte, wie sie sagte, nur darin geblättert. Es wurde aber auch an dem Tag kein Wort mehr weder über Religion noch Missionswesen gesprochen, was sehr natürlich war, da Franz nur sein holdes Bräutchen im Kopfe hatte, und Onkel wie Base ihm willig in diesem Ideengang folgten. War doch Selma selber ihrer Beider Liebling, als daß sie sich nicht hätten über das augenscheinliche Glück des lieben Verwandten freuen und herzlichen Antheil daran nehmen sollen.

Die Hochzeit war, wie er ihnen sagte, auf über vier Monate angesetzt, und daß sie der beiwohnten, verstand sich doch natürlich von selbst. Bis dahin hatte er aber noch alle Hände voll zu thun, denn daß er sich selber seinen kleinen Haus=

stand auch neu und wohnlich einrichten wollte, konnte ihm Niemand verdenken, und es war unglaublich, wie viel da noch anzuordnen und zu bestellen blieb. Berchta versprach übrigens, Selma in der allernächsten Zeit zu besuchen und zu begrüßen, und Franz dankte ihr schon im Voraus dafür.

Die wenigen Stunden, die Franz noch bei ihnen blieb, vergingen ihnen auch in der That fast zu rasch, und als er das alte Schloß am nächsten Morgen wieder verlassen, lag es so still und öde als nur je. Berchta aber behielt von da ab volle Muße, sich in die Hefte, die ihr der Missionär zurückgelassen, zu vertiefen oder unten in Rothenkirchen, in der Pastorswohnung, die Angelegenheit der begonnenen Sammlung mit den verschiedenen dabei Betheiligten zu besprechen.

So sehr beschäftigt sie aber auch zeitweise damit war, versäumte sie doch auch ihre sonstigen Studien nicht, wie der alte Baron ebenso wenig den Diaconus Abends entbehren mochte; es wäre ihm sonst gar zu einsam auf dem Schölfenstein gewesen.

Musik und Literaturgeschichte wurden deshalb wieder vorgenommen; aber Berchta schien sich jetzt mehr als je für Geographie und Reise-

beschreibungen zu interessiren, und besonders bat sie Kästner — und jeder ihrer Wünsche war für ihn ja ein Befehl — ihr Alles zu verschaffen, was er im Stande sei, über die Südsee-Inseln und ihre Bewohner aufzutreiben. „Sie wollte Alles darüber lesen," sagte sie lächelnd, „da sie sich als Vorsteherin eines, wenn auch noch so kleinen Missionsvereins doch auch genau mit den Verhältnissen jener Länder bekannt machen müsse."

In dieser Zeit führte Berchta ihren Vorsatz aus und besuchte Selma, sah sich aber in ihren Erwartungen etwas getäuscht. Sie hatte gehofft, sich mit dieser, deren tiefreligiösen Sinn sie kannte, über Manches, was ihr auf dem Herzen lag, recht ordentlich aussprechen zu können, fand aber wunderbarerweise daß sie sich geirrt, denn Selma schien ihre ganze Natur verändert zu haben. Andere würden es freilich natürlich gefunden haben, daß ein junges Mädchen, wenige Monate vor ihrer Verbindung mit dem Geliebten, nicht gerade besondere Lust zeigte, sich mit Missionen in fremden Welttheilen und ihren Erfolgen zu beschäftigen, sondern weit mehr an ihre Aussteuer und die Liebe athmenden Briefe des Bräutigams dachte. Und trotzdem fühlte sich Berchta davon verletzt.

Sie gehörte wahrlich nicht zu jenen bigotten Wesen, die schon das Heiligste beleidigt glauben, wenn nicht jeder äußeren Form genügt wird, und denen der Ausdruck innerer Zerknirschung unablässig in den Zügen liegt. Sie war im Gegentheil stets mehr heiterer als ernster Natur gewesen, und fromm nur aus innerer Ueberzeugung, nie zum Schein für Andere, so daß sie sich auch fast stets bei Anderen ihrem fröhlich sinnigen Charakter überließ und ihre Andacht für stille, unbewachte Stunden aufsparte. Aber es verletzte sie, daß die Freundin nicht mehr Theil an einer Sache nahm, die ihre ganze Seele gerade erfüllte, und als sie nach einigen Tagen allein wieder zurück nach dem Schölfenstein fuhr, murmelte sie leise vor sich hin:

„Der Missionär hatte Recht — wie selten, o wie selten findet man in unseren Kreisen ein Herz, das im Stande ist der Prüfung zu widerstehen, die ihm Rang und Reichthum auferlegen! Und ist das wahre Frömmigkeit, die sich so leicht — so entsetzlich leicht von ihrer Bahn ablenken läßt? Bedarf es denn nur eines einzigen verlockenden Schimmers dieser Welt, um uns Alle in den breiten Strom des Gewöhnlichen hineinzureißen, und bin ich selber nicht vielleicht ge-

nau so wie die Freundin, in der ich mich jetzt getäuscht zu haben glaube? Nein — ich nicht," setzte sie fest entschlossen hinzu, „ich will dem Manne mit dem eisernen Charakter beweisen, daß sein Urtheil zu rasch — wenigstens zu allgemein war. Es giebt Ausnahmen, und möge mich Gott stärken, daß ich das, was ich mir vorgenommen, auch mit frischem und entschlossenem Muthe durchführe. — Er wird dann weiter helfen."

Von dem Tage an war Berchta eine Andere. Heiter wie sonst und freundlich gegen Alle, schien ein gewisser Ernst über sie gekommen zu sein, der selbst ihrem Vater nicht entgehen konnte.

„Was hast Du nur in aller Welt, Kind?" fragte er eines Tages, indem er sie bewegt betrachtet hatte; denn noch nie war sie ihm der verstorbenen Mutter so ähnlich vorgekommen wie gerade heute. „Du siehst immer so froh und glücklich aus, und doch hab' ich schon ein paarmal bemerkt, daß Dir plötzlich eine Thräne in's Auge steigt, und Du Dich dann abwendest, um sie zu verbergen. Fehlt Dir etwas, Herz? Drückt Dich ein Kummer? Sag' mir's, und wenn's in meinen Kräften steht — Du weißt ja, daß ich Alles thue, was ich kann."

„Ich weiß es, mein lieber, guter Vater," sagte

Berchta herzlich, „ich bin es fest und innig überzeugt. Aber mir fehlt in der That nichts; ja ich habe mich im Gegentheil noch nie so wohl, so mit mir selbst zufrieden gefühlt, wie gerade jetzt.“

„Manchmal siehst Du so aus, ja,“ nickte der alte Mann, „manchmal aber auch wieder nicht, und dann kommt mir oft unwillkürlich der Gedanke, daß Dich irgend ein tiefer, kaum verhaltener Schmerz drücke, wenn ich auch keine Ahnung habe was es sein könne. Quält Dich wirklich ein Kummer, Berchta? Oder bist Du krank?“

„Du irrst Dich, Vater,“ sagte die Jungfrau ausweichend; „mir fehlt nichts, und ich wüßte auch keinen Kummer, den ich haben könnte, ohne ihn Dir mitzutheilen. Aber haben wir nicht manchmal eine Zeit, in der wir wohl ernster, weicher gestimmt sind als sonst? Denk nur an den heutigen Tag — es ist der Geburtstag meiner seligen Mutter.“

„Du hast Recht, Kind,“ sagte der alte Herr, indem ihm selber eine Thräne in's Auge stieg, „arme Agnes, daß wir sie verlieren mußten!“ und sich im Lehnstuhl an das Fenster setzend, stützte er den Kopf in die Hand und schaute,

ganz seinen eigenen Gedanken nachhängend, hinaus in's Leere.

So vergingen wieder Wochen, und Diaconus Kästner kam fleißiger auf das Schloß denn je; denn so weich, so herzlich hatte sich Berchta noch nie gegen ihn gezeigt. Sie war immer freundlich gewesen; ja, aber nie so wie jetzt, und manchmal, wenn er ihr Auge traf, wie es mit innigem Antheil auf ihm ruhte, und sie erst halb verlegen oder erschreckt den Blick abwendete, sobald ihn der seine traf, zuckte es ihm durch alle Fibern seines Körpers, und er fühlte nur zu deutlich, daß die Leidenschaft zu dem bezaubernden Wesen mit jedem Tage wuchs und kaum mehr zurückgedämmt werden konnte.

Aber ihr Vater? — würde der adelsstolze Baron je seine Einwilligung gegeben haben, daß er, der bürgerliche Geistliche, die Tochter des Schölfensteins zum Altar führe? Aber liebte er Berchta nicht wirklich mit voller Seele, und war es denkbar, daß er ein altes Vorurtheil höher achten würde, als das Glück der Tochter — des einzigen Kindes? Wieder und wieder zuckten ihm diese Gedanken durch das Herz, und er wagte deshalb keinen entscheidenden Schritt, wenn ihn auch selbst Berchta's Un=

terhaltung mehr und mehr darin bestärkte, daß sie selber ein Entgegenkommen von seiner Seite wünsche und erwarte. Schon mehrmals hatte sie ihn nach der häuslichen Einrichtung eines Geistlichen gefragt, der, weit abgelegen von irgend einem Weltverkehr, nur seinen Studien und der Erziehung seiner Gemeinde lebe — ob der Beruf schwer sei, — ob er nicht auch viele, viele Freuden mit sich bringe, — ob er selber sich wohl in dem seinigen fühle — lauter Fragen, die den jungen Mann mehr und mehr in dem Glauben bestärken mußten, daß Berchta dieselben nicht ohne eigenes Interesse thue. Und wie begeistert antwortete er ihr darauf — wie glücklich schilderte er den Zustand derer, die vielleicht einen höheren Rang in der Gesellschaft bekleidet haben könnten, aber dennoch nur in dem Gefühl der Liebe gegen Gott und die Menschen das Schwere auf sich genommen hatten, um ein anderes, sonst freundloses Wesen glücklich zu machen.

Berchta's Augen leuchteten, während er sprach, aber sie erwiderte ihm kein Wort. Es war, als ob ihr Blick in weiter Ferne schweife und Raum und Zeit durchflöge ihren Tagen voraus. Dann wendete sie sich plötzlich zu ihm, reichte ihm die

Hand, sah ihn fest an und sagte herzlich mit tiefbewegter Stimme:

„Ich danke Ihnen, lieber Freund — ich wußte vorher, daß Sie so sprechen würden — so sprechen mußten. Ueberlassen Sie mir das Weitere. Nein, nicht jetzt" — unterbrach sie ihn abwehrend, als er, das Herz zum Ueberlaufen voll, darauf erwidern wollte. „Der Kopf wirbelt mir — nicht hastig muß ein solcher Schritt beschlossen werden, der dann ja bindend und entscheidend für ein ganzes Leben ist, sondern wohlüberlegt und mit kaltem, ruhigem Blute — nur in Gemeinsamkeit mit Gott. Lassen Sie mir Zeit dazu — berühren Sie das Thema nicht eher wieder, bis ich selber davon beginne — versprechen Sie mir das. Ich will nicht dazu getrieben werden — ich will aus eigenen freien Stücken darin handeln."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Berchta!" rief Kästner, kaum seiner Sinne mächtig, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen hob. Aber er wagte kaum einen Kuß darauf zu hauchen, so überraschend schnell war Alles gekommen, so betäubt fühlte er sich von dem Glück, das, wie er glaubte, über ihn hereingebrochen.

Berchta achtete gar nicht mehr auf ihn —

sie hörte nicht die vertrauliche Anrede, die er noch nie gewagt. Sie fühlte kaum den leisen Kuß auf ihrer Hand, oder wenn so, schrieb sie es vielleicht dem Erstaunen zu, das ihn erfaßt haben mußte, wenn er ihr Geheimniß errathen.

Still und schweigend wendete sie sich ab und schritt hinunter in den Garten, wo sie allein stundenlang die einsamen Gänge durchwandelte.

Aber dieser träumerische Zustand dauerte nicht lange. Berchta besaß keinen Charakter, der sich jahrelang unschlüssig im Kreise bewegte. War sie früher schon fast mit sich einig gewesen, so hatte die Unterredung mit dem Diaconus, der ihr in allen Dingen beistimmte, den überhaupt schon gefaßten Entschluß nur noch mehr gekräftigt, und wenige Tage später fühlte sie sich so weit mit sich im Reinen, daß sie an die Ausführung desselben gehen konnte.

Allerdings drängte es sie, vorher mit ihrem Vater darüber zu sprechen — hatte sie denn einen besseren Freund auf der weiten Welt? Aber sie fürchtete auch dessen Einwürfe, denn jedenfalls würde er versucht haben, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen, und das mußte sie verhindern.

Von der Zeit an correspondirte sie sehr viel mit der Missionsgesellschaft, was auch dem Vater nicht auffiel, da er ja recht gut wußte, daß sie Vorsteherin des Vereins sei, und sich darüber sogar sehr gefreut hatte. Sie bekam auch außerordentlich rasche und freundliche Antworten, und endlich traf, nach verschiedenen Anfragen von Seiten jener Gesellschaft, das entscheidende Schriftstück ein, dem sie ebenso bestimmt und zusagend erwiderte. Jetzt war der Schritt geschehen und nun auch der Zeitpunkt gekommen, wo sie mit ihrem Vater sprechen mußte, — als er aber herannahte, wagte sie es nicht. Das Herz klopfte ihr schon bei dem Gedanken hörbar in der Brust, und sie beschloß endlich, den Diaconus Kästner rufen zu lassen und ihn zu bitten, das erste Eis zu brechen. Er hatte sie ja verstanden; er kannte ihr ganzes Herz, und mit dem Vater, der ihn achtete und liebte, eng befreundet, konnte es ihm auch ein Leichtes sein, ihn zu überzeugen, daß sie selber nicht anders handeln durfte und nur einem höheren Drange folgte, um das Höchste damit zu erreichen.

Der alte Baron war hinaus auf das Feld geritten, um mit seinem Verwalter irgend eine wirthschaftliche Angelegenheit zu besprechen. In-

dessen eilte Kästner, den der Bote zu Hause getroffen, fast athemlos auf das Schloß hinauf, denn seit drei Tagen hatte er Berchta nicht gesehen, und sein Herz sagte ihm, daß sich sein Schicksal jetzt entscheiden müsse. Er wurde auch ohne Weiteres zu Berchta hinaufbeschieden, sie hatte schon ihr Mädchen unten an das Thor gestellt, um ihn zu erwarten, und erst als er die Treppe hinaufstieg, gewann er wieder so viel Macht über sich selber, um mit ruhigem Blut vor der Jungfrau zu erscheinen. Er glaubte, daß er sich nichts vergeben dürfte, denn wenn sie ihn auch mit dem Geständniß ihrer Liebe zum glücklichsten der Menschen machte, fühlte er doch seinen eigenen Werth und wußte, daß er sie verdiene. Er bot ihr das Herz eines braven Mannes, der in einem ehrenvollen Berufe stand. Und daß er nicht vom Adel war? Ei, sein Stand adelte ihn, und Berchta sollte wahrlich nie bereuen, ihre Hand in die seinige gelegt zu haben.

Er fand das junge Mädchen, ihn erwartend, mitten in der Stube stehen; sie hatte schon seinen Schritt draußen gehört, und als er auf ihr rasches „Herein!" die Thür öffnete, streckte sie ihm wieder die Hand entgegen und sagte herzlich:

„Wie danke ich Ihnen, daß Sie meine Bitte

erfüllt haben — wie gut ist es von Ihnen und wie rücksichtsvoll —"

„Aber mein gnädiges Fräulein —"

„So hören Sie mich denn," fuhr aber Berchta fort, „denn ich habe eine Bitte — eine recht große Bitte an Sie."

„Und ich brauche Ihnen doch wahrlich nicht zu sagen, wie gern ich sie erfülle."

„Versprechen Sie nicht zu viel," mahnte aber Berchta, „denn es gilt meinen Vater zu etwas zu bereden, gegen das sich sein Herz und seine ganze Seele sträuben wird —"

„Aber doch sicher nicht sein Herz," sagte Käst-ner weich.

„Nicht sein Herz?" rief Berchta erstaunt, „glauben Sie, daß er sich so leicht dahinein fin-den wird, mich zu verlieren?"

„Und muß das sein, Berchta?"

„Es muß sein," hauchte die Jungfrau, „und Sie haben Recht, mich bei meinem einfachen Na-men zu nennen; denn ich lege in diesem Augen-blick das Glück, den Seelenfrieden meines ganzen Lebens in Ihre Hände."

„Und wüßten Sie Hände, in denen es besser aufgehoben wäre? — die es heiliger hegen und pflegen würden?"

„Daß ich Ihnen vertraue, mag Ihnen beweisen, wie ich Sie achte," sagte das junge Mädchen ernst. „Sie erinnern sich doch noch, was wir neulich mitsammen besprochen?"

„Jedes Wort, das Sie sagten, ist mir mit feurigen Buchstaben in die Seele geschrieben."

„Auch das, was Sie sprachen," erwiderte Berchta leise, „hatte einen lebendigen Widerklang in meinem Herzen gefunden, und Nächte lang habe ich über die Worte nachgedacht. Jetzt ist mein Geist im Klaren — ich zweifle und schwanke nicht mehr, wie ich handeln soll — ich weiß es, und nur die Bitte habe ich an Sie, bei meinem Vater den ersten, schweren Schritt vorzubereiten."

„Und Sie gestatten es mir?" rief Kästner emporfahrend.

„Ich erbitte es von Ihrer Freundschaft," erwiderte Berchta, „denn ich fürchte, es wird den alten Mann schwer, recht schwer treffen, mich so weit, so entsetzlich weit von sich hinwegzulassen."

„So weit, Berchta?" sagte Kästner erstaunt.

„Liegt denn nicht gerade darin," sagte die Jungfrau, „das ganze, gewaltige Opfer, das ich im Begriff bin, jener heiligen Sache zu brin-

gen? — Aber ich habe einmal den scheinbar unweiblichen Schritt als meinen Beruf erkannt und mich ihm gebeugt, und Alles, was mir jetzt noch zu thun übrig bleibt, ist, den Vater zu versöhnen und ihm den Abschied weniger schmerzlich zu machen."

„Den Abschied?" sagte Kästner mit leiser, fast tonloser Stimme, „ich verstehe Sie nicht — welchen Abschied?"

„Sie verstehen mich nicht?" sagte Berchta, erstaunt zu ihm aufschauend, „aber Sie sagten mir doch noch eben erst, daß Sie sich deutlich dessen erinnerten, was wir neulich mit einander besprachen. Die Missionsgesellschaft hat mein Anerbieten angenommen, und am fünfzehnten nächsten Monats ist der späteste Termin, der für meine Abreise von hier festgesetzt wurde."

„Und wohin?" hauchte Kästner, der wie ein Trunkener halb taumelnd vor ihr stand; denn wo er geglaubt hatte den Fuß auf ein Blumenbeet zu setzen, öffnete sich dicht vor ihm ein furchtbarer Abgrund und drohte ihn zu verschlingen.

„Wohin?" wiederholte mit einem lächelnden Zug um die Lippen die Jungfrau, „ich selber weiß es ja noch nicht. Ganz in die Hände jener frommen Männer habe ich mein Schicksal gelegt,

und nur die Bitte dabei ausgesprochen, nach einer der Südsee-Inseln gehen zu dürfen, von wo der Ruf eines einsamen — den Lasten seiner Arbeit fast erliegenden Missionärs zu mir herausgedrungen."

„Berchta!" rief Kästner, dem in diesem Augenblick eine Ahnung des furchtbaren Entschlusses dämmerte. „Berchta! Um Gottes — um Ihres Vaters willen, was gedenken Sie zu thun? Welcher wahnwitzige Traum hat Ihre Seele umspannt?"

„Wahnwitziger Traum? Ich begreife Sie nicht," sagte das Mädchen, ihn erstaunt betrachtend, „und haben Sie mich denn nicht erst selber darin bestärkt und den noch schwankenden Entschluß zur vollen Reife gebracht? Von was sprachen Sie, als Sie mir das Glück solchen stillen Wirkens mit freundlichen Farben ausmalten, so daß Ihr Auge funkelte, Ihr Antlitz glühte und ich mich selber von der Begeisterung hingerissen fühlte?"

„Von was ich sprach?" sagte Kästner mit dumpfer, bitter klingender Stimme, indem er düster vor sich niederstarrte, „von einem zerstörten Glück — einem zertrümmerten Paradies, von weiter nichts —"

„Von einem zertrümmerten Paradies?" wiederholte Berchta, ihn fest und forschend ansehend, als ob auch sie jetzt ahne, was die Worte deuteten.

„Berchta," sagte da der Diaconus, dessen Antlitz jeder Blutstropfen verlassen hatte, „ein furchtbares Mißverständniß muß sich zwischen uns gelegt haben, lassen Sie uns das um Gottes willen heben. Wir müssen klar und deutlich sehen, nur so können wir dann der richtigen Bahn folgen. Sagen Sie mir mit einfachen, ruhigen Worten, was Sie von mir verlangen, was ich mit Ihrem Vater besprechen soll — lassen Sie uns selber erst darüber einig werden. Ich begreife heute so schwer," setzte er dann scheu hinzu, „der Kopf wirbelt mir, daß ich fast gar nicht denken kann. Ich habe Sie deshalb auch gewiß falsch verstanden; bitte, wiederholen Sie es mir, aber so, daß kein Irrthum möglich ist."

„Ich begreife nicht, wie das jetzt nur sein kann," erwiderte Berchta, ihren eigenen Gedanken wieder nachhängend, „aber Sie haben Recht — ich fühle selber daß es nothwendig sei, Ihnen auch nicht den geringsten Zweifel an meinem Entschluß zu lassen — also hören Sie. Nachdem ich lange mit mir gekämpft, hat sich mein Schick-

sal endlich bestimmt entschieden. Die Missionsgesellschaft hat mir freundliche Briefe darüber geschrieben und mich ermuntert, auf der guten Bahn zu verharren. Sie selber, mit dem ich neulich darüber sprach, bestärkten mich in Allem, und jetzt ist eine Aenderung nicht mehr möglich. Ich habe zugesagt, das Weib eines der fernen Missionäre zu werden, die dort auf ihren, im weiten Ocean gelegenen Inseln ein einsames, trostloses Leben nur des Glaubens wegen führen und Unterstützung und treue Hilfe brauchen, wenn sie nicht ihrem schweren, mühsamen Beruf erliegen sollen. So will ich denn als Lehrerin nach jenen wunderbar schönen Inseln gehen, die uns ja schon jener Missionsprediger mit so glühenden Farben geschildert. Die Missionäre sollen nicht sagen können, daß nur Armuth und Noth Frauen dahin treiben könne, um das zu thun, was gut und edel ist, — daß nur der Mann einer solchen Aufopferung fähig wäre, Gut und Stand in der Gesellschaft von sich zu werfen, um die Lehre des Heilandes weiter zu tragen und jenen armen, unwissenden Kindern des schönen Landes Belehrung und Trost zu bringen."

Kästner hatte sie mit keiner Silbe unterbrochen, aber sein Herz hörte fast auf zu schlagen,

als er sich im Geiste das Bild ausmalte, wie Berchta, allein und freundlos in die weite Welt — aber es war ja nicht denkbar. Die hier von jedem Luxus umgeben, als das einzige, verhätschelte Kind eines sie fast abgöttisch verehrenden Vaters aufgezogen, sie wollte sich von der Mission einem fremden unbekannten Mann auf einer fernen Insel in der Südsee als Frau zusenden lassen? Der Gedanke schien zu wahnsinnig, um ihn nur auszudenken. Und doch, wenn er ihr jetzt in's Auge sah, wie sie da begeistert, fast jubelnd über das Opfer, das sie brachte, vor ihm stand —!

„Berchta!" rief er da aus, „das darf nicht sein. Lassen Sie mich als Lehrer, als Freund zu Ihnen reden; lassen Sie mich glauben, daß Sie jetzt noch ein zwar edler, aber gefährlicher Wahn befangen hat, der aber Ihr Verderben rettungslos herbeiführen müßte, wenn Sie ihm, rücksichtslos um Alles, was Ihnen hier lieb und theuer ist, folgen wollten. Ich leugne nicht den edlen Zweck der Missionen, aber Sie — Sie dürfen sich nicht in ein Leben hinauswagen, das Ihnen mehr Täuschungen als Erfolge bieten wird. Ihr Vater kann Sie nicht begleiten, er ist einestheils zu alt dazu, und dann darf er auch

nicht seinen ganzen ausgedehnten Grundbesitz in jetziger Zeit veräußern, und allein — schon der Gedanke ist Wahnsinn, daß Sie allein eine wilde Insel auf der andern Halbkugel der Erde aufsuchen wollten, von wo Ihnen der Rückweg für alle Zeiten abgeschnitten bliebe. Ein solches Opfer kann Gott — wie auch kein Mensch oder keine Gemeinschaft von Ihnen fordern, denn es wäre die Gewißheit, daß Sie elend für Ihr ganzes Leben würden."

„Ich begreife Sie nicht," sagte Berchta, die ihm staunend zugehört und leise dabei den Kopf schüttelte; „woher jetzt auf einmal diese Schreckbilder, die Sie mir vor der Seele heraufbeschwören wollen, während Sie noch vor ganz kurzer Zeit — vor wenigen Wochen nur — mit begeisterten Worten von jenem Leben, jenem stillen Frieden sprachen?"

„Berchta," sagte da Kästner mit fast heiserer, scheuer Stimme, „Sie zwingen mich zu reden, nicht meiner selbst, nein Ihretwegen, um Sie vom gewissen Verderben zu retten. Was ich zu jener Zeit sagte? Ein furchtbares Mißverständniß, wie ich jetzt wohl fühle, lag zwischen uns. Ein trauriger, wenn auch so wunderbar schöner Wahn hatte mich befangen. Zürnen Sie mir

nicht des Geständnisses wegen, das ich jetzt gezwungen bin, Ihnen zu machen: ich liebte Sie, Berchta, liebte Sie mit jeder Leidenschaft, deren ein Menschenherz fähig ist, und glaubte in Ihren dunkeln Worten zu lesen, daß Sie mich verstanden und bereit wären, ein Opfer, das Opfer Ihres Standes und Ranges zu bringen, um mich glücklich zu machen. Das war es, was damals meine Seele mit Jubel erfüllte, deshalb malte ich Ihnen das Leben in stiller Häuslichkeit mit freundlichen Farben, weil ich mir bewußt war, daß ich Ihren Pfad ebnen und Sie auf den Händen tragen würde für alle Zeit; deshalb sagte ich Ihnen, daß ich die frohe Hoffnung hege, die Zustimmung Ihres Vaters zu erlangen. Ich wollte ihm ja nicht sein Kind rauben, ich wollte es nur glücklich machen, wenn es selber im Stande war, in einem bescheidenen Loose sein Glück zu finden. Das war der traurige Irrthum, der mich erfaßt hatte. Während Ihr Geist in jenen fernen Landen weilte, sann der meine auf der Heimath Glück und Frieden, und jetzt erst, wo ich sehe, daß ich mich getäuscht, muß ich das falsche Zeugniß zurücknehmen, das ich, Ihrer Meinung nach, für eine Sache abgab, an die meine Seele damals nicht dachte und auch

in diesem Augenblick nicht denkt — die Wirksamkeit der Missionäre auf den Inseln."

Berchta hatte, während er sprach, kein Auge von ihm verwandt, aber sie unterbrach ihn auch mit keiner Silbe. Sie war bleich geworden, bleich zum Erschrecken, und ihre ganze Gestalt zitterte; aber fest und aufrecht hielt sie sich ihm gegenüber, und nur ein weher, recht schmerzlicher Zug legte sich um ihre Lippen.

„Also das?" sagte sie leise, als er geendet, „das war es, was Sie so beredt machte? Die eigene Leidenschaft — nur um das eigene Glück zu sichern. Armer Freund! Da mußten wir uns freilich falsch verstehen, denn an etwas Derartiges dachte ich nicht."

„Aber Berchta," rief da Kästner bewegt, „es ist ja vielleicht noch nicht zu spät! Noch können Sie —"

„Halten Sie ein, Herr Diaconus!" unterbrach ihn aber kalt und streng die Jungfrau. „Gehen Sie nicht weiter, als Sie schon gegangen sind; es ist weit genug und darf nicht länger zwischen uns erörtert werden. Es war ein Mißverständniß, und ich will Sie darin gern entschuldigen. Ich habe vielleicht selber Unrecht gethan, nicht deutlicher mit Ihnen zu reden, aber

da mir die Sache so mein ganzes Herz erfüllte, glaubte ich, wie ich sehe irrthümlich, daß auch Andere nur für das eine schöne, hohe Ziel begeistert sein könnten."

„Aber das werden Sie mir doch gestatten, mein gnädiges Fräulein," sagte der Diaconus, von dem strengen Ton in innerster Seele verletzt, „daß ich Sie vor etwas warnen darf, was ich, wie ich es auch wenden mag, als Ihr Unglück und Verderben betrachten muß."

„Es ist zu spät!" sagte Berchta ruhig. „Möglich, daß eine entschiedene Mißbilligung von Ihrer Seite früher meinen Entschluß erschüttert haben könnte, wie gerade Ihre Billigung des Schrittes, was ich damals darunter verstand, dazu diente, ihn zu festigen, aber jetzt ist es nicht mehr möglich, das Geschehene rückgängig zu machen. Ich habe mein Wort gegeben und bin daran für Lebenszeit gebunden."

„Und Ihr Vater?"

„Mein armer Vater," sagte Berchta wehmüthig, „es mag ihn einen harten Kampf kosten und ihm im Anfang auch vielleicht vielen Schmerz bereiten, aber er wird sich damit trösten, sein Kind glücklich und einem schönen und edlen Ziel

— ja dem edelsten, das sich der Mensch gesteckt hat — entgegenstrebend zu wissen."

„Und treibt Sie da Ihr gutes, warmfühlendes Herz nicht zu weit?" rief Kästner, der den Gedanken noch nicht fassen konnte, Berchta einem solchen Schicksal entgegengehen zu sehen. „Giebt es denn nicht hier in unserer eigenen Heimath viele Unglückliche zu trösten und ihre Noth zu lindern, daß wir so weit, so entsetzlich weit danach suchen müssen?"

„Früher," erwiderte Berchta, während ein bitteres Lächeln um ihre Lippen spielte, „und als jener Herr Johnson hier war, äußerten Sie keine solchen Bedenken."

„Weil mir das ganze Betragen des Mannes Achtung einflößte," erwiderte der Diaconus, „weil ich fühlte, daß er wirklich sein ganzes Leben geopfert hatte, um das zu erreichen, was er für gut hielt."

„Und mir wollen Sie es verargen?"

„Aber er ist ein Mann, schon vom Schicksal bestimmt, dem Leben trotzig die Stirn zu bieten."

„Und trauen Sie mir nicht dieselbe Kraft zu?"

„Ach, daß Sie nie auf die Probe gestellt werden, sie in dieser Weise zu versuchen," sagte

Kästner; „aber ich fürchte fast, jener Johnson hat in seiner schwärmerisch begeisterten Weise eine große, eine furchtbare Verantwortung auf sich geladen, daß er Sie zu einem solchen Entschlusse verleitete."

„Und wie Unrecht Sie ihm da wieder thun!" sagte Berchta bitter; „er, gerade er war es, nicht Sie, der mich vor einem derartigen Schritt zurückschrecken wollte, denn er verstand, was in meinem Herzen vorging, und um mir auch die schweren Schattenseiten jener Welt zu zeigen, erzählte er mir die Geschichte seines eigenen Lebens, seiner eigenen Familie, und das schreckliche Schicksal, das diese betroffen."

„That er das wirklich?"

„Das that er wirklich. Wie er selber bereit war, Alles zu opfern und zu wagen, warnte er auch Andere, ihm nicht in der gefährlichen Bahn zu folgen, wenn ihr Herz nicht stark und geprüft sei."

„Und doch folgen Sie der Warnung nicht!"

„Weil ich mich selber für stark genug halte, ein Gleiches zu wagen. Doch es ist unnütz, darüber auch nur noch Ein Wort zu verlieren, und ich sehe, daß ich das, was ich von Ihnen erbitten wollte, jetzt auch selber werde ausführen

müssen: meinen Vater auf den beschlossenen Schritt vorzubereiten."

„O, verlangen Sie nicht von mir, selber etwas dazu beizutragen," rief Kästner erregt aus, „was, wie ich fest überzeugt bin, nur zu Ihrem Unglück führen müßte."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich es nicht verlange," erwiderte Berchta kalt. „Wo ich entschlossen bin, eine ferne Welt allein aufzusuchen und mir dort eine Heimath zu gründen, werde ich auch noch diesen Schritt thun können. — Es ist ja mein Vater."

„Wie ein böser Traum liegt es auf meiner Seele," rief Kästner, „wenn ich mir nur die Möglichkeit denke, daß er seine Einwilligung geben könnte; aber er darf und wird es nicht."

„Er darf und wird es," sagte Berchta scharf. „Lassen Sie uns jetzt davon schweigen; der Würfel rollt, und ehe die Sonne untergeht, will ich Gewißheit haben über das Kommende."

Damit drehte sie sich ab und wollte das Zimmer verlassen, aber es war in dem Moment, als ob ein besseres Gefühl sie zurückhielte. Noch einmal wendete sie sich gegen Kästner, sah ihn fest, aber nicht unfreundlich an, und dann, zu ihm

zurückschreitend, reichte sie ihm mit einem gar so lieben Ausdruck in den Zügen die Hand.

„Denken Sie nicht im Bösen an mich,“ sagte sie herzlich, „wenn uns das Schicksal einmal in unsere verschiedenen Bahnen geworfen hat. Glauben Sie mir daß ich erkenne, wie gut Sie es mit mir meinen, daß ich Ihnen dafür danke. Ich kann nicht anders handeln.“ Und ihre Hand rasch aus der seinen ziehend, eilte sie aus dem Zimmer.

5.

Der Abschied.

Berchta, das Herz zum Zerspringen voll, aber trotzdem und ganz von ihrem frommen Wahn und einer Opferfreudigkeit erfüllt, die an Begeisterung grenzte, eilte hinüber in das Zimmer ihres eben zurückgekehrten Vaters und hatte mit diesem eine lange, ernste Unterredung, während welcher nicht einmal einer der Diener das Gemach betreten durfte. Dann ging sie zurück in ihr eigenes kleines Boudoir, wo sie sich einschloß und auch an dem Abend nicht mehr zum Vorschein kam.

Es war acht Uhr Abends, als der Baron noch hinunter nach Rothenkirchen einen Boten sandte, um den Diaconus Kästner zu bitten, zu ihm zu

kommen. Bis dahin hatte er vergebens auf ihn gewartet.

Der alte Herr saß in seinem Lehnstuhl am offenen Fenster und schaute der untergehenden Sonne nach, die ihre rosigen Tinten über die einzelnen leichten Wolken warf und die ganze liebliche Landschaft mit ihrem Farbenzauber übergoß. Es war in der That ein freundliches Bild, das da vor ihm lag, und wohl geeignet, das Auge eines Menschen zu fesseln und zu erfreuen.

Dicht unter dem Schlosse breitete sich, nach Westen zu, der Park aus und zog sich auf einer kleinen Hochebene weit hin, bis er an seiner äußersten Grenze, gegen das Städtchen zu, abdachte und diesem nur noch ein murmelndes Bergwasser zuschickte, das seinen Weg hindurchgenommen.

Vor oder unter dem Fenster lag eine mit kurzgeschorenem und gutgehaltenem Gras bedeckte Wiese, aber mit lauter anscheinend ordnungslosen, doch künstlerisch berechneten einzelnen Baumgruppen überstreut. Wahrhaft prachtvoll und wie die Königin des Parks stand, nicht in der Mitte, sondern etwas rechts zur Seite, eine alte, mächtige Linde, die mit ihren hellgrünen

Blättern und wie mit Perlen überdeckten Blüthendolden gar so freundlich gegen das dunkle Laub einer kleinen Eichengruppe abstach, während zu dieser, etwa vierzig oder fünfzig Schritt zurück, eine lichtere Dickung von Weymuthskiefern den Hintergrund bildete. Links, ebenfalls einzeln, standen ein paar riesige Exemplare von Edeltannen, mit bis zu Boden schleifenden Zweigen, daß auch kein Schimmer des Stammes an ihnen zu erkennen war und sie wie stolze, vornehm geputzte Damen aussahen, die ihre Schleppe auf der Wiese schleiften.

Dicht dazwischen lag, halb versteckt in dem hellgrünen Schilf und in überhängenden Weiden und Trauer-Eschen, der bräunlich funkelnde Teich, auf dem ein paar Schwäne majestätisch ihre Bahn zogen, und während ein mit gelbgrünem Ahorn und dunkeln Fichten gemischtes Wäldchen den Mittelgrund bildete und dazwischen überall die rothen Stämme und Zweige der Weymuthskiefern hindurchschimmerten, sah man durch eine kleine Lichtung nur eben die Thurmspitze des im Thale liegenden kleinen Städtchens Rothenkirchen; dicht dahinter aber hoben sich die bewaldeten und oft pittoresk geschnittenen Hänge des Erzgebirges hervor.

Des alten Mannes Blick hing jedoch nicht an den Schönheiten, die ihm die Erde, sein eigenes Besitzthum boten, sondern gedankenschwer schweifte er darüber hinaus, an den fernen Wolken im Westen haftend, deren Schimmer mehr und mehr erblich, als die Sonne tiefer sank, bis sich endlich eine graue Dämmerung erst über den Park und die Baumschatten lagerte und sich dann langsam weiter und weiter über die Höhen breitete.

Der alte Freiherr sah es nicht — er saß noch in der nämlichen Stellung, und sein Auge haftete jetzt ebenso unbewußt als vorher an den Wolken, an dem bleigrauen Horizont des westlichen Himmels, an dem schon hie und da einzelne der größeren Sterne herauszublitzen begannen, als er plötzlich eine Stimme hinter sich hörte und wie aus einem schweren Traum erschreckt emporfuhr.

Es war der Diaconus, der geräuschlos in das schon in tiefer Dämmerung liegende Zimmer trat und in dem helleren Fenster den Baron bemerkte.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Baron?"

„Ich?" fuhr der alte Mann empor, „doch ja — Sie sind es, lieber Kästner. Ich hatte

— immer erwartet, daß Sie selber kommen würden; aber Sie kamen nicht, und da ließ ich Sie bitten. Sie wissen, weshalb?"

„Ich kann es mir denken, Herr Baron; es war der nämliche Grund, weshalb ich Sie heute nicht stören wollte."

„Stören?" sagte der alte Mann schmerzlich, „als ob mich noch etwas stören könnte! Meine Tochter hat mit Ihnen gesprochen?"

„Ja."

„Und was sagen Sie dazu?"

„Großer Gott," erwiderte der Diaconus, „was ich dazu sagen könnte, habe ich ihr selber gesagt, aber wie sie von strengem, energischem Charakter ist, waren meine Worte in den Wind gesprochen — sie blieben nutzlos."

„Es ist eine schwere Prüfung, die mir der Herr auferlegt hat," seufzte der alte Mann, „eine schwere Prüfung — Gott weiß es."

„Und was wollen Sie thun?"

„Was ich thun will? Was kann ich thun? Darf ich meine väterliche Autorität gegen sie in die Wagschale werfen, wenn sie mir sagt, daß der Himmel sie selber dazu berufen habe und sie so mit einem kleinen Opfer Tausende

von Seelen glücklich machen und dem ewigen Heil gewinnen könne?"

„Und wenn sie darüber zu Grunde geht?"

Der alte Mann schwieg und barg sein Antlitz eine lange Weile in den Händen; endlich sagte er leise:

„Wir stehen Alle unter Gottes Schutz, hier wie da, und wenn mich der Herr so schwer für meine Sünden strafen sollte — ich müßte still halten und mein Haupt ihm beugen."

„Und so wollen Sie Ihre Zustimmung wirklich zu einem Schritt geben," rief Kästner erstaunt, ja fast erschreckt, „den ein Verzweifelnder wohl wagen kann, wenn ihm keine Aussicht weiter in diesem Leben geboten wäre, der aber an Ihrer Tochter Statt an Wahnsinn grenzte —"

„Und darf ich sie hindern, ihrem Herzen zu folgen?"

„Sie dürfen es," bestätigte der junge Mann, „ja Sie müssen es sogar, wo ein so zartes, jugendliches Wesen im Begriff steht, seinem Verderben blindlings entgegenzugehen."

„Seinem Verderben?"

„Allerdings," fuhr Kästner fort. „Was wissen wir denn hier von den Missionen weiter,

als was die Missionsgesellschaften selber darüber verbreiten? Kennen wir ihre Wirksamkeit? Können wir wirklich mit Bestimmtheit behaupten, daß durch sie so viele Menschen das ewige Heil erworben haben, oder lauert nicht am Ende, wenn auch eine fromme Selbsttäuschung dahinter, die das Erstrebte für das Gewonnene ansieht?"

„Es wäre furchtbar," nickte der alte Mann, „aber nein," fuhr er plötzlich empor, „jener Geistliche, der uns neulich besuchte, gab uns ja doch wenigstens den Trost, daß der Segen Gottes auf den Missionen ruhe und die Erfolge, die sie dort errungen, nach Tausenden zählten."

„Hätte er diese Schwelle nie betreten," sagte Kästner finster, „das Unglück folgt ihm wenigstens auf den Fersen."

„Ich begreife Sie nicht," sagte der Freiherr, erstaunt zu ihm aufsehend, „noch vor wenigen Wochen waren sie Feuer und Flamme für jenes Institut, und jetzt auf einmal zweifeln Sie sogar an seinen doch bekannten Erfolgen. Trost wollte ich von Ihnen, Trost und Erhebung in dem Unvermeidlichen, was mir bevorsteht, und statt dessen bohren Sie den giftigen Pfeil des Zweifels nur noch tiefer in mein Herz hinein."

„Aber ich begreife S i e nicht," rief der Diaconus erstaunt. „Sie reden von der entsetzlichen Idee Ihrer Tochter wie von einer bestimmten und abgeschlossenen Thatsache. Es versteht sich von selbst, daß nur die edelsten Motive sie zu einem solchen Schritt antrieben, ihr wackeres Herz ist Bürge dafür; aber Sie k ö n n e n doch gar nicht daran denken, ihr darin ihren freien Willen zu lassen? In die Südsee — als das Weib eines der dortigen unbekannten Missionäre, die Tochter des Schlosses Schölfenstein! — Wenn mir ein Mensch dem Aehnliches erzählte, ich würde ihn für wahnsinnig halten."

„Der liebe Gott will es so haben," sagte der alte Mann resignirt, „i m T r a u m i s t i h r d i e K ö n i g i n j e n e s E i l a n d e s e r s c h i e n e n u n d h a t f l e h e n d d i e H ä n d e n a c h i h r a u s g e s t r e c k t. — Sie g e h t und hat mein Wort, und zweifeln Sie j e t z t noch an der Wirklichkeit des eben Gehörten?"

„Nein," sagte Kästner fast tonlos, „dann kann Ihnen aber auch kein Trost mehr von Menschenlippen kommen. Handelt Ihre Tochter nach einer wirklichen oder nur geträumten Inspiration, dann muß sie auch zu dem aufblicken, der ihr dieselbe gesendet; wir Menschen sind

Alle schwach und irren, und unser Herz selber führt uns ab vom rechten Wege. Ich habe keinen Trost für Sie.“ Und langsam sich abwendend, verließ er ohne weiteren Gruß das Zimmer und schritt still und schweigend wieder in die Stadt zurück.

Am nächsten Tage lief die Kunde von Mund zu Mund, daß Fräulein Berchta von Schölse in nächster Zeit nach der Südsee abreisen würde, um sich dort dem Missionswesen zu widmen. Berchta selber hatte schon am andern Morgen eine Versammlung ihres kleinen Vereins einberufen und machte dort die Mittheilung, die von den Damen und Frauen natürlich mit ungetheilter, wenn auch staunender Bewunderung aufgenommen wurde. Die Meisten glaubten es aber trotzdem noch nicht; denn es war zu undenkbar, daß sich eine Dame von ihrem Stand und ihren Lebensverhältnissen zu einem solchen Schritt entschließen könne. Die vornehme Welt aber, der es zu Ohren kam, schüttelte den Kopf und war mit ihrem Urtheil rasch fertig: religiöse Ueberspanntheit, die endlich in einem wahnsinnigen Experiment ihren Ausdruck fand. Prahlerische Frömmelei, um eine Reise über See zu entschuldigen, und dann nach einem Jahre, völ-

lig geheilt, wieder zurückzukehren — wenn die ganze Sache nicht überhaupt eine allerdings ganz hübsche Reclame für den neuen Missionsverein war. Daß wirklich reine Frömmigkeit die Jungfrau zu diesem Schritte trieb, daß sie sich des zu bringenden Opfers völlig bewußt war und trotzdem allen ihr drohenden Gefahren muthig, ja freudig entgegenging, nur allein in dem Bewußtsein ihren Lohn findend, ein Gott gefälliges Werk zu thun und durch den eigenen Verzicht auf alles irdische Glück, Heil und Frieden Tausenden zu bringen, glaubten nur Wenige. Die Welt urtheilt ja zu leicht nur nach sich selber, und selbst das Gute, was in Vielen schlummert, mögen sie nicht — so lange sie es verhindern können, — an Anderen in so viel höherem Grad entwickelt sehen.

Berchta aber ging von da an ruhig ihren Weg, still und heiter, mit dem freudigen Bewußtsein, ihre Pflicht zu erfüllen, und selbst der alte Freiherr schien sich hineinzufinden, zeigte wenigstens nach außen nicht mehr, daß ihm noch heimlich ein herber Schmerz die Seele drücke: der bevorstehende Abschied von dem einzigen Kinde.

Das Einzige, was ihm unbequem schien, war, daß der Diaconus nicht mehr Abends in's

Schloß kam und seine gewöhnliche Partie mit ihm machte, und ein paarmal wollte er schon nach ihm schicken, aber er bezwang sich doch. Das ging nicht. Wenn der Diaconus ihn entbehren konnte, er konnte es ebenfalls und wollte es ihm beweisen. Uebrigens war er fest entschlossen, den Schölfenstein und das dazu gehörige Gut, sobald Berchta denselben wirklich verlassen habe, zu verpachten und wieder in die Residenz zu ziehen. Nur seine eigene Wohnung behielt er sich dann vor, um vielleicht ein paar Sommermonate dort zu verbringen.

Briefe flogen indeß nach allen Richtungen aus und kamen von verschiedenen Seiten, aber am dringendsten von des Freiherrn Bruder, der außer sich über den Gedanken schien, seine Nichte Berchta einem solchen Leben entgegengehen zu sehen. Der General von Schölfe gehörte nämlich mit seinen Söhnen keineswegs einer sogenannten „frommen" Richtung an. Es war eine rein praktische, aber derb ehrliche Natur, und als seine schriftlichen Abmahnungen sämmtlich nichts halfen, hatte er sich selber aufgemacht, um, mit Franz vereint, einen Schritt zu hintertreiben, den er für ein Unglück Berchta's hielt und den deshalb ihr Vater unter keinen Umstän-

den dulden, am wenigsten aber noch gar unterstützen dürfe.

Es folgte da allerdings eine heftige Scene im Schloß, und während die beiden Brüder auf das lebhafteste mit einander argumentirten, suchte Franz sein Bäschen auf und gab sich die größte Mühe, ihr den, wie er sich ausdrückte, „unglückseligen Gedanken“ auszureden. Aber Beide bemühten sich umsonst. Was Vernunft und Liebe eingeben konnten, um das Ungerechtfertigte einer solchen Handlung in's rechte Licht zu stellen und den Gegenpart zu überzeugen, wurde vorgesucht, aber vergebens, denn dieser stand auf einem Boden, auf welchem der alte General keinen Fuß fassen konnte: auf seinem Glauben und einer Eingebung Gottes, und dagegen ließ sich eben mit den bloßen Waffen der Vernunft — wie ja alle theologischen Schriftsteller auch behaupten — nicht ankämpfen.

Berchta, mit dem nämlichen Charakter ihres Vaters, der gleich den Tempelherren alter Zeit eine merkwürdige Mischung von auf's höchste gesteigerter Frömmigkeit und daneben auch wieder alter Ritterlichkeit zeigte, erklärte freundlich, aber fest, sie habe den Kampf einmal aufgenommen und wolle und müsse ihn nun auch unter Gottes

Beistand durchführen. Franz möge sich auch nicht um sie sorgen; sie wisse genau, welchen Schritt sie thue, denn sie thue ihn nicht blind und in kindischem Trotz, sondern eine höhere Hand leite sie und habe ihr sogar die Bahn vorgezeichnet, der sie zu folgen habe — und sie werde ihr folgen.

Dagegen war eben nicht anzustreiten, und Berchta bezog sich dabei in der That auf einen, jedenfalls sehr lebhaften Traum, den sie zwei Nächte hintereinander gehabt und der ihr, was ja ihr Vater auch dem Diaconus erzählt, die Königin jener Insel zeigte, wie sie um Hilfe flehend die Hände nach ihr ausstreckte und lautlos, aber mit tiefem Schmerz zu ihr aufschaute.

Der Traum wäre auch vielleicht sehr natürlich zu erklären gewesen, denn Berchta brütete in jener Zeit ja unablässig über dem Gedanken eines solchen Opfers und hörte nicht auf, wo sie ging und stand, sich das Leben jener Inseln und ihrer Bewohner auszumalen. Es war dabei nichts Außerordentliches, daß ihr einzelne jener Figuren, die ihr selbst wachend vor der Seele standen, auch im Traum erschienen; aber nicht aus den Gedanken brachte sie trotzdem das junge, wunderbar schöne Weib mit der dunklen

Haut, das, ganz in die phantastische Tracht jenes Landes gekleidet, mit einfarbigem Tapaschurz, aber mit frischen Blumen in den Haaren, die Hände nach ihr ausstreckte und sie um Hilfe anflehte.

Es ist viel darüber gestritten und mit Recht auch wohl bezweifelt worden, daß der Traum des Menschen mit seinem inneren Leben in irgend einer Verbindung stehe. Viel wahrscheinlicher bleibt es, daß die Bilder desselben willkürlich und bunt durch einander wechseln, und doch, wie oft finden wir, daß sonst geistig reichbegabte Menschen gerade einem solchen Traum großen Einfluß auf ihr ganzes Leben und Handeln gestatten und sich beunruhigt fühlen, wenn er ihnen Böses — glücklich, wenn er dagegen Gutes kündet. In wie weit ein Ahnungsvermögen selbst in den Traum hineinreicht, wissen wir allerdings nicht, wie uns denn überhaupt unser eigenes geistiges Leben noch ein Räthsel ist; aber wir sollten uns auch wohl hüten, einem solchen Spiel unserer Phantasie irgend welchen Werth beizulegen, denn selbst eine einfache Täuschung schmerzt uns später und verwischt sich schwer. Gefährlich sogar wird aber ein solches Vertrauen, wenn sich religiöse Schwärmerei mit ihm mischt, denn

es läßt sich dann nicht mehr berechnen, auf welche Bahnen es uns führen kann — zum Guten oder zum Bösen.

Eine solche Gefahr existirte allerdings nicht für Berchta, denn ihr Herz war so gut und rein, ihr Geist so wahrhaft keusch und fromm, daß sie wohl irren, aber nie fehlen konnte. Mit diesem unerschütterlichen Vertrauen auf Gottes Führung hielt sie den einmal gefaßten Entschluß denn auch treulich fest, und keine Macht der Ueberredung war im Stande, sie wieder davon abzubringen.

Der alte General von Schölfe fand deshalb bei seinem Bruder nur passiven, Franz bei seinem Bäschen activen Widerstand, denn sie bestritt ihm die Fähigkeit, über eine Sache zu urtheilen und ihr zu rathen, die zu heilig sei, um Spott damit zu treiben, und zu hoch stehe, als daß nicht selbst die Höchsten der Erde es für eine Ehre ansehen müßten, ihr anzugehören und für sie zu kämpfen. Und was war sie? Ein armes, schwaches Weib, nur in dem Bewußtsein stark, daß auch der Herr mit den Schwachen und in ihnen mächtig sei.

Damit waren alle Unterhandlungen gründlich abgebrochen, und die Zeit rückte auch jetzt heran,

wo Berchta an ihre Reise denken mußte. Manchmal freilich, wenn sie Morgens erwachte und ihr der Gedanke kam, daß sie nun in wenigen Wochen allein draußen auf dem Ocean einer fremden Welt, einem fremden Gatten entgegenfahren solle, däuchte es ihr selber wie ein wilder Traum, von dem sie noch im hellen Sonnenschein befangen sei. Aber alle etwa in ihr aufsteigenden trüben Gedanken schüttelte sie energisch ab; sie wußte, sie durfte nicht schwanken — sie konnte es nicht, und in den Vorbereitungen zu ihrer Reise vergaß sie denn auch bald Alles, was ihr den klaren Blick hätte trüben, das Herz mit Gram erfüllen können.

Es war eine schwere Stunde, als der Tag der Abreise endlich heranrückte — schwer und bitter. Berchta hielt ihren Vater krampfhaft umfaßt und barg ihr Antlitz, ohne ein Wort zu sagen, an seiner Schulter, und der alte Mann beugte sein Haupt auf ihre Locken und netzte sie mit seinen Thränen.

Er hatte sie auch bis zur Hafenstadt begleiten wollen, aber sie duldete es nicht. Ahnte sie doch, wie ihr der Abschied weniger Minuten das Herz bedrücken würde — sie wollte ihn nicht auf Tage oder gar Wochen ausdehnen. Sie hatte ja auch

einen Brief erhalten, daß dort der Vorstand der Missionsgesellschaft sie erwarten und für sie sorgen würde — dem konnte sie sich mit gutem Gewissen anvertrauen. Sie selber fürchtete dabei sich schwach zu zeigen und durfte ihren Geist, ihr Herz nicht auf eine zu schwere Probe stellen. Nur auf Einem bestand der alte Mann, und was Berchta auch dagegen reden konnte, brachte ihn nicht davon ab, und das war, daß Claus, der alte treue Diener, sie begleiten solle. Der wußte in der Welt Bescheid und hatte sie lieb, wie sein eigen Kind. Berchta wußte dabei, wie ihr Vater selber an dem alten Diener hing, wie schwer er ihn entbehren würde, aber umsonst blieben alle Gegenvorstellungen, die sie machen konnte, und sie mußte sich endlich, wenigstens darin, seinem Willen fügen.

„Meine Berchta — mein einziges liebes Kind
Und Du willst fort? Auf immer fort von mir?'

„Wir sehen uns wieder, Vater," flüsterte die Jungfrau, „wir sehen uns wieder — ich fühle es — ich weiß es. Diese Stimme in meinem Innern trügt mich nicht."

„Wie lange werde ich noch leben, wenn Du mir genommen bist? O, es ist ein schweres Opfer, das der Herr von mir fordert. Wie

Abraham hebe ich die Hand zum Todesstoß, und er hält sie nicht zurück — der Stoß fällt."

„Wir sehen uns wieder, Vater, glaube mir, und glücklich dann in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht."

„Gott gebe es, Gott gebe es," nickte der alte Mann, dem aber doch der Zweifel an die Möglichkeit eines solchen Glückes das Herz zerquälte, „aber nun fort — ich halt' es nicht länger aus. Die Zeit vergeht auch; der Wagen bringt Dich sonst nicht mehr zur Bahn. Wenn ich Dich nur wenigstens bis dahin geleitet hätte —"

„Nein, Vater — kein Abschied vor fremden Menschen. Franz hat ja versprochen dort zu sein; vielleicht ist auch Selma herübergekommen, und Claus weiß ja ebenfalls damit Bescheid. Da unten steht er schon."

„So geh denn mit Gott, mein Kind — er nehme Dich in seinen Schutz, und meinen heißen Segen auf Dein Haupt."

„Vater — mein lieber Vater!"

Noch einmal hielten sich Vater und Tochter fest umschlossen, dann riß sich Berchta aus seinen Armen und eilte hinaus und die Treppe hinab.

Unten standen die Mägde — alle schluchzend, denn allen war das „gnädige Fräulein" ja immer mehr eine Freundin als eine Herrin gewesen; aber nur flüchtigen Gruß warf sie ihnen noch zu — dort stand der Wagen — Claus sprang auf den Bock, und wie noch einmal das weiße Tuch aus dem Wagen wehte, als letzter Thränengruß dem Vater, zogen die Pferde an und das Fuhrwerk rollte rasch am Park hin, der vorbeiführenden Chaussee zu und dann den Hügelhang hinab zu Thal.

Dicht vor Rothenkirchen stand der Diaconus Kästner, etwas abseits vom Wege. Er wußte, in welcher Stunde Berchta hier vorbeipassiren mußte — er wollte sie noch einmal sehen. Hinter einer Hecke hatte er seinen Platz gesucht, so daß er von dem Kutscher nicht bemerkt werden konnte. Gerade an dieser Stelle mußte der aber auch zu viel auf seine Pferde achten, um sich nach etwas umzuschauen, was außerhalb der Straße lag. Nur dem alten Claus war die dort halb zurückgezogene Gestalt nicht entgangen, denn das Auge eines Jägers schweift eben, selbst unbewußt, überall umher.

Kästner sah aber auch ihn nicht, denn sein Blick hing, in dem raschen Moment des Vorüber-

fliegens, an der Gestalt im Wagen — an Berchta, die jetzt erst, wie sie sich allein und unbemerkt glaubte, ihrem Schmerz freien und ungehinderten Lauf ließ. Das Antlitz in ihrem Tuche bergend, saß sie im Wagen, und ihre Thränen flossen dem Vater — der Heimath. — Armer Kästner — keiner von ihren Gedanken weilte bei Dir, und als der Wagen vorübergerasselt war, schritt der Diaconus, bleich und still, seiner eigenen, einsamen Wohnung wieder zu.

6.

Die Ankunft.

Sonniger Himmel und blaues Meer! In den leichtgefiederten Wipfeln der Cocospalme flüstert die Brise, und draußen an den Korallenriffen donnert die weißschäumende Brandung ihren ewigen Schlachtgesang. O, wer Dich schauen konnte, Du wunderbar herrliche Welt da draußen, der wird Dich nie vergessen!

Wie das funkelt und blitzt von Milliarden Thautropfen und dem feuchten Schmelz der zitternden breiten Blätter; wie, wehenden Schleiern gleich, duftige Nebel um die hohen, kühn gerissenen, aber bis in die höchsten Gipfel hinan bewaldeten Kuppen ziehen, und am Strand unten, in das Laub der Fruchtbäume hineingeschmiegt, kleine lauschige Bambushütten halbversteckt lie-

gen, um die es von Kindern und buntgekleideten Frauen schwärmt.

Ein Zauber ruht auf dem ganzen Lande, und wenn es ein Paradies auf Erden giebt, so ist es dort.

Aber welch ein eigenes Leben herrschte heute an dem dicht von Menschen gedrängten Strande, wo sonst vielleicht nur ein paar Frauen am Wasser kauerten, um in der Fluth und mit dem klaren Korallensand, die Schalen noch junger Cocosnüsse zu Trinkbechern abzuschleifen, oder ein einzelner Fischer auf dem stillen Binnenwasser der Riffe auf seinem Canoe *) schaukelte oder auch plötzlich mit seinem Netz über Bord sprang, um einen Schwarm kleiner Fische an den Strand zu scheuchen und dort in sein Garn zu treiben. Etwas Außergewöhnliches mußte da vorgehen, denn wunderlich geputzt, mit sonderbar geformten, altmodischen Strohhüten auf, schaarten sich die Frauen zusammen, während die Männer, ebenfalls in bunten Kattun gekleidet, rastlos umherliefen, und eine lebhafte Unterhaltung dabei mit einem in dem Wipfel einer Cocospalme kauernden Knaben gehalten wurde,

*) Canoe — sprich Canú.

der augenscheinlich als Ausguck da oben hineinpostirt war, um den unten Befindlichen mitzutheilen, was er von dort aus sähe.

Wie alle diese Inseln, umgab nämlich auf etwa achthundert Schritt Entfernung ein Gürtel von Korallenriffen das feste, bergige Land, und an diesem bäumten ununterbrochen und eine der andern folgend die mächtigen Schwellungen des Oceans so hoch empor, daß eine Aussicht auf das dahinter befindliche Meer, vom niederen Strand aus, unmöglich wurde. Nur der Stelle fast gerade gegenüber, an welcher sich die Menschen sammelten, und wo ein breiter, aber nicht tiefer Bergbach aus den Höhen sprudelte und das Seewasser mit seiner süßen Fluth mischte, hatte sich dieses Wasser, das die Koralle, wie es scheint, nicht vertragen kann oder wenigstens meidet, eine Oeffnung, ein sogenanntes inlet, in den Riffen gebildet und dadurch eine vortreffliche Einfahrt in das Binnenwasser derselben geschaffen. Erst dort konnte deshalb auch sichtbar werden, was etwa von draußen hereinwollte, und in der That war auch schon gestern Abend von den Höhen aus ein Fahrzeug bemerkt worden, das auf die Insel zu hielt, sie aber mit der schwachen Brise nicht erreichen konnte und deshalb die

Nacht da draußen kreuzen mußte. Mit Tagesanbruch hielt es aber wieder darauf zu, und unter lautem Jubel wurde endlich, als es näher kam, ein längst erwartetes Fahrzeug, der Missionsschooner darin erkannt, der in Tahiti seine Station gehabt und von dort aus die von Europa eingetroffenen Passagiere und Güter herüberbrachte.

„Sie kommen! Sie kommen!" schallte da der Ruf des Knaben von der Palme nieder, und: „Sie kommen!" jauchzten die Eingeborenen am Strande, als plötzlich, mitten zwischen den sich gegenüberstehenden Brandungswellen, die weißen, geblähten Segel des Schooners sichtbar wurden und gleich darauf der scharfe Bug desselben, gewandt und flüchtig, in die Einfahrt bog. Dort flappten allerdings die unteren Segel, weil ihnen durch die hohe Brandung plötzlich der Wind entzogen wurde, die oberen aber faßten ihn noch, und zwar langsamer als vorher, aber doch unaufgehalten, glitt das Fahrzeug über die spiegelglatte Binnensee dem jedenfalls schon bekannten Landungsplatz entgegen.

Boten waren indessen aber auch nach einer der unter den Fruchtbäumen fast versteckten Hütten abgesendet, und nicht lange danach, wäh-

rend der Schooner noch langsam und jetzt fast nur durch die Fluth hereingeführt, seinem Ankerplatz entgegenstrebte, bewegte sich plötzlich eine kleine Gruppe von Gestalten dem Versammlungsort zu, die in ihrer Tracht allerdings bedeutend von ihrer Umgebung abstachen.

Es waren vier Missionäre in ihren schwarzen Tuchkleidern, und ganz wie sie daheim in ihrem eigenen Vaterland gegangen wären, so wandelten sie hier, unter Palmen, zwischen dem bunten Volk dieser Inseln, ernst und ehrbar und mit gemessenen Schritten. Aber auch eine europäisch gekleidete Frau war zwischen ihnen — eine ältere Dame, die aber nicht mehr gegen die Indianerinnen abstach, als sie daheim in irgend einer volkreichen Stadt mit ihrer Tracht gegen die dort jetzt gebräuchlichen Moden aufgefallen wäre.

Sie trug ein dunkelbraunes Kattunkleid mit etwas sehr hoher Taille, nicht die Spur einer Crinoline oder gesteifter Unterkleider, was ihr bei ihrer langen, hageren Gestalt gar nicht zum Vortheil gereichte, und einen jener unförmlichen Basthüte auf dem Kopf, die wirklich eher einem umgedrehten Kohlenkasten als einer Kopfbedeckung glichen und in jetziger Zeit in Europa jedenfalls

einen Straßenauflauf verursacht haben würden, wenn es Jemand gewagt hätte, sich öffentlich damit zu zeigen. Dort aber fand natürlich Niemand etwas Auffälliges darin, und Mrs. Lowe, wie die Dame hieß, war dabei auch eine so geachtete, ja vielleicht sogar gefürchtete Persönlichkeit, daß — selbst mit anderen Anschauungen europäischer Trachten — doch sicherlich keiner der Eingeborenen auch nur daran gedacht haben würde, über sie zu lachen.

Jetzt hatte der Schooner seinen Ankerplatz erreicht und war so nahe herangekommen, daß man schon deutlich die einzelnen Persönlichkeiten an Deck unterscheiden konnte. Nun rasselte der Anker auf den Korallengrund nieder, und der hintere Theil des Fahrzeuges schwang herum, den Bug der noch einkommenden Fluth entgegenkehrend. Dadurch wurden die Passagiere auf dem Hinterdeck sichtbar und man konnte schon genau drei Herren in schwarzer Kleidung, die sich scharf von den Seeleuten durch ihre hohen Hüte abzeichneten, und zwei Frauen darauf erkennen.

Vom Strand aus waren indessen drei oder vier ziemlich große Canoes mit Auslegern oder Luvbäumen, die diesen schwanken Fahrzeugen

große Sicherheit gewähren, abgestoßen, um die Passagiere und den Capitän des Missionsschooners an's Land zu holen, und eine Treppenleiter wurde jetzt von Bord niedergelegt, um den Damen das Niedersteigen zu erleichtern.

Am Lande hatte sich indeß ein dünnes, kleines Männchen, ein Eingeborener, der aber merkwürdigerweise ebenfalls wie die Missionäre einen Frack und Seidenhut, darunter aber das farbige Lendentuch und bloße Beine trug, die größte Mühe gegeben, einige Ordnung in die Zuschauer zu bringen, was ihm auch endlich gelang, wenn auch mit nicht geringer Schwierigkeit, da die Frauen immer vorpressen wollten, um einen besseren Blick auf die neu Eintreffenden zu bekommen.

Wie sich die Canoes jetzt dem Lande näherten, begannen die Eingeborenen einen Psalm, aber so melodisch, so rein in den verschiedenen Stimmen, daß die Fremden erstaunt und überrascht zu ihnen hinüberschauten. Jedenfalls besitzen alle diese Stämme außerordentlich viel Gehör und einen feinen Sinn für Musik, und selbst ihre einfachen Sangesweisen zeigen weit mehr Melodie, als sie unter den Indianern des amerikanischen Continents gefunden wird.

Es war in der That ein feierlicher Moment, als die Canoes mit den Fremden den Korallensand des Ufers scheuerten und die Ruderer jetzt ebenfalls, ohne Miene zu machen, gleich an Land zu springen, an ihren Plätzen kauern blieben und in den Psalm mit einstimmten. Nicht eher rührten sie sich auch, bis er beendet worden; dann aber sprangen sie auch augenblicklich auf und über Bord, während vom Ufer selber eine Menge junges Volk herbeiflog und mit anfaßte, so daß sie die Canoes jetzt in wenigen Minuten so weit über den hier seichten Boden gezogen hatten, daß die Passagiere beim Aussteigen den Fuß auf trockenes Land setzen konnten.

Mit ihnen war einer der ältesten Missionäre dieser Inselgruppen, ein Mr. Rosbane, gekommen, ein breitschulteriger, aber sehr magerer alter Herr mit einem ernsten und strengen Gesicht, der auch von den Uebrigen, wie sich später zeigte, mit großer Ehrfurcht behandelt wurde. In der That bekleidete er eine höhere Stellung in der Mission und hatte auch über deren Schooner zu bestimmen, mit welchem er von Zeit zu Zeit Inspections-Reisen nach den verschiedenen Inselgruppen machte und dann oft lange Zeit zur See war. Sehr leicht ließ sich nämlich von

den östlich gelegenen Inseln die Reise nach den westlichen zurücklegen, denn der Passat wie die Strömung helfen da zu gleicher Zeit; ungleich schwieriger wurde es aber, gegen beide zurückzukreuzen, und er mußte deshalb oft wochenlang auf einer der Inseln bleiben, bis einmal — was zuweilen auf kurze Zeit geschieht — ein temporärer Westwind eintrat und ihn wieder ein Stück nach Osten hinaufbrachte.

Jetzt begann die formelle Begrüßung, bei der eine gewisse steife Etiquette vorzuherrschen schien, aber die Form mußte auch eben beobachtet werden, denn Mr. Rosbane war darin außerordentlich strict.

Mr. Lowe, am Ufer der älteste der dort Befindlichen, trat vor und begrüßte die Neugekommenen feierlich, aber in etwas langgedehnter Rede, worin er die frommen „Brüder" und „Schwestern", die sich dem Dienste der guten Sache weihen wollten, willkommen hieß. Dann erwiderte Mr. Rosbane kurz und gedrängt, in scharf abgebrochenen Sätzen, daß er hoffe und erwarte, die alten Brüder würden mit den neuen auf dem Fuße der Liebe und Achtung verkehren und ebenso die beiden Schwestern aufnehmen, die „des Glückes theilhaftig geworden

wären, an dem heiligen Bau mit die Hand anzulegen, den sie hier errichtet hätten."

Damit war die nöthige Form beseitigt, und eine herzlichere Begrüßung fand jetzt durch gegenseitiges Handschütteln statt, dem sich keiner der Neugekommenen entziehen konnte.

Und Berchta? — Mit zum Zerspringen vollem, aber auch ängstlich klopfendem Herzen sah sie das Land vor sich auftauchen, das ihrer langen, ach, so entsetzlich langen und bösen Seefahrt ein Ende machen sollte. Wie ganz anders hatte sie sich die Reise gedacht, besonders noch, als sie hörte, daß sie eine Mitgefährtin haben würde, die mit ihr denselben Weg, denselben Zweck verfolgte. Allerdings fand sie auch an Bord ein junges Mädchen, ein anspruchsloses und bescheidenes Wesen, das vertrauensvoll ihrem ferneren Geschick entgegenging; aber welcher Verkehr war mit ihr möglich? Immer freundlich allerdings, immer gefällig, wo sie nützen konnte, ja demüthig fast in ihrem ganzen Benehmen, saß sie aber auch den ganzen langen Tag, wo sie nicht ernstlich durch irgend etwas Anderes abgehalten wurde, hinter ihrem Gebetbuch, in dem sie mit halblauter Stimme ununterbrochen las und oft nicht einmal hörte, wenn man sie

anredete. Es war ein junges Geschöpf von vielleicht neunzehn Jahren, mit hellblonden Haaren und Augenbrauen und lichtblauen guten Augen, aber beschränkt bis zum äußersten. Sie kannte allerdings die biblische Geschichte bis auf die kleinste Kleinigkeit hinab und wußte sämmtliche Psalmen mit zahllosen Sprüchen auswendig, verstand auch zu nähen und zu stricken — aber weiter nichts. Was nach der Beendigung des Neuen Testaments in der Welt geschehen sei — die Reformation Luther's ausgenommen, war ihr ein verschlossenes Buch — was noch geschah, so weit es nicht die Missionen betraf, sie wußte es nicht, und wenn ihr Berchta unterwegs davon erzählen wollte, schweiften ihre blauen Augen in weite Ferne hinaus, und ihre Lippen murmelten indeß leise Gebete, damit sie nicht zu lange und durch profane Dinge von ihrem Gott abgehalten wurde.

Der einzige Trost, den Berchta überhaupt an Bord fand, war ein nach den Inseln zurückkehrender Missionsprediger, der mit einem Auftrag nach Europa gesendet worden. Ein ältlicher Herr schon, dessen Familie auf den Inseln lebte, zeigte sich Bruder Howard, wie er hieß, immer freundlich gegen Berchta, schien auch

selber an dem zu vielen Beten kein Wohlgefallen zu haben, sondern gab sich mit den jungen Mädchen viel Mühe, um ihnen die Sprache jener Inseln verständlich zu machen. Anfangs hatte nun Berchta allerdings keinen rechten Sinn dafür, denn zu viel war ihr in den letzten Wochen verloren gegangen, zu viel des Neuen umgab sie hier; als aber Woche nach Woche, Monat nach Monat verging, und die Monotonie des Seelebens endlich drückend wurde, sah sie eben in dem Erlernen der fremden Sprache die einzige Rettung vor allerlei trüben Gedanken, die in ihr manchmal selbst gegen ihren Willen auftauchen wollten. Sie durfte sich diesen nicht hingeben und lernte jetzt mit einem Fleiße, der sie, noch dazu unter einem so tüchtigen Lehrer, mit Leichtigkeit das Schwerste überwinden ließ. Noch waren sie nicht in Sicht des Landes, als sie sich schon mit Mr. Howard in der Sprache jener Inseln unterhielt und dadurch allerdings eine bedeutende Schwierigkeit ihres künftigen Berufs beseitigt sah.

Und nun tauchte der erste blaue Streifen Land vor ihnen auf und hob sich von Stunde zu Stunde an höher und höher, bis die mächtige Kuppe des tahitischen Berges vor ihnen lag und

ihr zum ersten Male im Leben die Wunder der Tropenwelt erschlossen werden sollten. Aber Tahiti war für sie nur eine Station, auf der sie wenige Tage verweilen durfte, und wo sie allerdings auf das freundlichste von einem der dort ansässigen Missionäre eingeladen wurde, die kurze Zeit ihres Aufenthalts in seiner Familie zuzubringen.

Was sie aber hier störte, war der Comfort, der das ganze Leben der dortigen Missionäre umgab. Sie hatte sich das anders gedacht und bis jetzt nach Allem, was sie darüber gehört, nur geglaubt, daß die frommen Männer hier auf diesen Inseln mit Entbehrungen und Trübsal schwer zu kämpfen hätten. Statt dessen fand sie dieselben in eleganten, luftig gebauten Häusern mit grünen Jalousien und inwendig allerdings einfach, aber doch mit jeder nur erdenklichen Bequemlichkeit des Lebens ausgestattet. Gefahren schienen ihnen hier ebenso wenig zu drohen; denn die Eingeborenen zeigten sich überall so freundlich und gefällig, und mußten außerdem unter einer strengen Controle stehen, denn sie hatte eine Zahl von ihnen bemerkt, die, wie ihnen ihr Führer sagte, Gefangene waren, oder wenigstens irgend eines Vergehens wegen zu einer Strafarbeit am Straßenbau geführt wur-

den. Der Zug bestand aus Männern und Frauen oder Mädchen, bunt untereinander gemischt. Auch das war ihr peinlich — was hatten die Armen nur verbrochen? — und daß sie es so geduldig trugen!

Aber in Tahiti selber blieb ihr nicht lange Zeit, darüber nachzudenken oder nähere Erkundigungen einzuziehen, denn der Missionsschooner, der schon fast vierzehn Tage auf die Ankunft des Schiffes gewartet hatte, beeilte sich so viel als irgend möglich, die für ihn bestimmte Fracht an Bord zu bekommen, um seinen noch ziemlich langen Weg anzutreten. Er mußte ja verschiedene Inselgruppen anlaufen, und durfte dabei die günstige Jahreszeit nicht versäumen, um wieder dann und wann Westwind bei seiner Rückfahrt zu haben.

Schon am zweiten Tage bekamen deshalb die Passagiere Nachricht, an Bord einzutreffen, und noch an demselben Mittag schaukelte das kleine Fahrzeug wieder auf der blauen Tiefe und glitt zwischen den beiden reizenden Inseln Tahiti und Eimeo oder Morea hin, in die offene See hinaus.

Jetzt endlich hatten sie ihr Ziel erreicht; über ihnen wiegten die wundervollen Cocospalmen

ihre rauschenden Wipfel, um sie her standen die fremden Kinder dieser Zone mit ihren gutmüthig dunkeln Gesichtern, und dort zwischen den schwarzgekleideten Männern — hörbar fast schlug ihr das Herz in der Brust, wenn sie gedachte, was sie hergeführt, und jetzt, zum ersten Male, schrak sie vor dem Schritt zurück, den sie wohl mit frommem, engelreinem Sinn gewagt, aber dessen Schwere, dessen Bedeutung sie nie so gefühlt, wie in diesem Augenblick.

Hätte sie in dem Moment wieder zurückgekonnt und das Geschehene ungeschehen machen, sie würde es wahrscheinlich gethan haben — aber es war zu spät, der Würfel unabänderlich, unwiderruflich gefallen, und mit dem Bewußtsein kehrte auch rasch ihre ganze Seelenstärke zurück. Noch wagte sie nicht die Augen zu erheben, noch war es ihr, als ob der Boden unter ihren Füßen schwanke, und vor ihren Ohren klang es von einem wirren Gemisch von Stimmen, ohne daß sie im Stand gewesen wäre, einzelne Worte oder eine Bedeutung derselben zu unterscheiden. Aber sie fühlte, daß ihr die Kraft zurückkehre, und ihr Stolz empörte sich dagegen, daß einer der hier Anwesenden sie schwach sehen solle.

„Liebe Schwester,“ sagte da der mit von Ta-

hiti herübergekommene Bruder Rosbane — und sie fühlte mehr, daß er mit ihr sprach, als daß sie es hörte; auch die Augen schlug sie nicht zu ihm auf — „wir haben nun endlich mit des Herrn gnädiger Hilfe unser Ziel erreicht, und der Augenblick ist gekommen, wo ich im Stande bin, den heißen Wunsch zweier unserer würdigen Brüder zu erfüllen und ihnen eine Heimath zu geben. Freilich keine Heimath in Glanz und Ueberfluß wie müßigem Leben, nein, eine Heimath voll Mühe und Arbeit, voll Entbehrungen und Prüfungen, von Schmerz und Sorge oft — aber auch wieder von reichem Lohn, wenn Ihr denselben in der übernommenen Pflicht findet, von lauter Dankbarkeit gegen Gott, wenn Ihr Euch der Erfolge freuen könnt, die Euer redliches Streben krönen. So frage ich Sie denn jetzt noch einmal, öffentlich vor allen versammelten Freunden, Schwester Bertha, wollen Sie dem Mann, dessen Bitte um ein häusliches Glück Sie weit über das Meer gefolgt sind, Ihre Hand reichen, ihm in seine neue Heimath folgen und ihm eine treue, liebende Gattin werden?"

Berchta schwieg. Luft fehlte ihr und Athem, es war ihr, als ob ein Eisenring ihre Kehle zusammenschnüre. Sie vermochte auch nicht gleich

zu antworten, denn die Palmen drehten sich mit ihr im Kreise und das Donnern der fernen Brandung schien sie plötzlich in betäubender Gewalt zu umtoben. Fast unwillkürlich streckte sie die Hand aus und ergriff den Arm ihrer neben ihr stehenden Begleiterin, die ihr freundliche, ermuthigende Worte zuflüsterte. Aber so rasch wie dieser Zustand gekommen, ging er auch vorüber. Gewaltsam schüttelte sie die Schwäche ab, und ihr Herz mit der rechten Hand fassend und haltend, sagte sie, nicht laut, doch vollkommen deutlich:

„Ja — ich will es."

„Dann, Bruder Fremar," sagte der Geistliche, „bitte, treten Sie vor, begrüßen Sie Ihre Braut und führen Sie dieselbe nachher mit uns in die Kirche, damit die heilige Handlung noch in dieser Stunde vollzogen werden könne. Auch Sie frage ich aber, ob Sie gewillt sind, diesem jungen Wesen, das ihrem Glauben und ihrer Zuversicht ein großes, sehr großes Opfer gebracht hat, indem sie sich allein dem Schutz vollkommen fremder Menschen anvertraute und eine weite, gefahrvolle Reise zurücklegte, ein treuer und liebender Gatte zu sein, und sie zu hegen

und zu pflegen und in der rechten Bahn zu halten Ihr ganzes Leben lang?"

„Ja," erwiderte eine wohlklingende männliche Stimme, und als Berchta scheu, ja erschreckt die Augen der Richtung zu aufschlug, sah sie sich zum ersten Male dem bestimmten Bräutigam gegenüber.

Bruder Fremar war gerade nicht, was man einen schönen Mann nennen konnte; er war schlank, aber etwas mager, seine Haut auch von der heißen Sonne der Tropen gebräunt, sein Kinn etwas breit und sehr glatt rasirt, und das volle braune Haar beschattete eine etwas zu tiefe Stirn, aber sonst ließ sich ein vorherrschend gutmüthiger Ausdruck in seinen Zügen nicht verkennen, seine dunkelbraunen Augen blickten Berchta ehrlich und offen an, und um die feingeschnittenen Lippen, zu denen nur das etwas zu breite Kinn nicht paßte, zog sich ein freundliches Lächeln.

Aber diese dunkelbraunen Augen hafteten auch in freudigem, bewunderndem Staunen an der lieblichen Erscheinung, die hier die wilde Küste betreten und sein — auf ewig sein werden sollte. War es denn möglich, war es denkbar, daß ihm der Himmel ein solches Glück gesendet.

Berchta begegnete dem Blick. Das war der Mann, den ihr der Himmel beschieden, um mit ihm Freud' und Leid zu tragen und Gefahren und Lasten zusammen zu begegnen. Er hatte sein ganzes Leben der Sache geweiht, die sie von ihrer frühesten Jugend an gewohnt war als eine heilige zu verehren, sie sich entschlossen, an seiner Seite zu stehen. Jetzt half es nichts mehr, scheu zurückzuhalten, und plötzlich, mit einem raschen Entschluß die Hand gegen ihn ausstreckend, sagte sie:

„Mit Gott habe ich das Werk begonnen, mit Gott will ich es zu Ende führen. Hilf Du mir dabei mit allen Kräften und sei meine Stütze und mein Stab, wenn ich wankend werden sollte."

„Das will ich von Herzen," rief der junge Missionär, indem er auf sie zutrat und ihre Hand ergriff, und in Gegenwart Aller zog er sie langsam an sich und küßte ihre Stirn, und vor Berchta's Augen stand der Schölfenstein, stand ihr alter Vater und der Vetter Franz, stand der Diaconus und der fremde Missionär, und das Licht, das über Alle floß, ging von der Gestalt ihrer seligen Mutter aus, die segnend ihre Hände über sie breitete.

Von da ab wußte sie wenig mehr, was mit ihr noch geschah. Sie sah, daß eine ähnliche Ceremonie mit ihrer Begleiterin durchgemacht wurde, deren Hand ein anderer, noch ziemlich junger Missionär ergriff, dann setzte sich der Zug in Bewegung, und zwischen Pandanus- und Guiavenbüschen durch und unter den Wipfeln schlanker Palmen hin schritt er der geräumigen, aber nur aus Holzpfeilern, Bambusstäben und Palmenblättern errichteten Kirche zu, in welcher jetzt die heilige Handlung der Doppeltrauung verrichtet werden sollte.

Es war ein eigenthümliches Gebäude, und sogar Berchta, von anderen Gefühlen bewegt, konnte nicht umhin, einen Blick um sich her zu werfen, denn so fremd, so außergewöhnlich kam ihr Alles vor.

Diese Kirche — wie man das für den Gottesdienst bestimmte und dazu besonders hergerichtete Haus immerhin nennen mußte — war oval gebaut, ähnlich wie die meisten der aus Bambusstäben aufgestellten Wohnungen der Eingeborenen. Ihre Höhe mochte etwa zwanzig Fuß betragen. Starke Balken einer dunkeln, außerordentlich harten Holzart stützten sie und bildeten auch ihre Außenwände, standen aber

dort immer in etwa zehn Schritt Entfernung voneinander, während man die Zwischenräume mit gespaltenem Bambus, künstlich ineinandergeflochten, ausgefüllt hatte. Das Dach bestand aus einer Masse fest zusammengeschnürter Blätter einer Fächerpalmenart und wurde von rothen Schnüren durchwebt. Ueberhaupt hatten es sich die Eingeborenen nicht versagen können, hie und da buntfarbige Verzierungen anzubringen. Die Balken waren an ihren oberen Enden blau und roth bemalt und mit kleinen Büscheln des Arrowroot-Bastes geschmückt und selbst einzelne Bambusstreifen der Mittelwände gefärbt, so daß sie durch das Flechtwerk eine Art von Muster darstellten.

Merkwürdig und eigenthümlich aber war, daß man das ganze Gebäude gerade über dem hier niederplätschernden Bergbach aufgestellt, der jetzt seine klare Fluth mitten durch das Gotteshaus trieb und es dadurch gewissermaßen in zwei Theile schied. Im Anfang machte es auch einen sonderbaren Eindruck auf den unvorbereiteten Fremden, — er war dergleichen aus der Heimath nicht gewöhnt — aber er versöhnte sich bald damit, wenn der Gottesdienst begann und zu dem Singen der einfachen Hymnen und der

feierlichen Rede des Geistlichen der Waldbach seine freundlichen Accorde murmelte. Und wie brünstig beteten hier die Indianer zu dem neuen Gott, da sie schon gewohnt waren, die alten, jetzt verbannten Götter in der Nähe des Wassers zu verehren. Es war in der That noch ein Ueberbleibsel aus der Heidenzeit, ohne daß es die Missionäre vielleicht ahnten — aber auch gewiß ein völlig unschuldiges, wie das Rauschen der Palmen über dem Blätterdach, oder das Donnern der Brandung an den Riffen draußen.

Die innere Ausstattung der Kirche zeigte sich dabei einfach, aber dem Zweck entsprechend. Die Bänke, die rechts und links in zwei langen Reihen standen, mußten aus dem nämlichen Holz gezimmert sein, aus welchem die Balken bestanden, und an der einen Seite, genau in der Mitte des Ovals, erhob sich die etwa zehn Fuß hohe Kanzel aus dem gleichen Material, an dem sogar ein eingeborener Bildschnitzer — früher vielleicht ein berühmter Fabrikant entsetzlicher und schreckenerregender Götzenbilder — den Versuch gemacht hatte, Engelsköpfe anzubringen.

Es war ihm aber dabei ergangen wie jenem Schildermaler, von dem ja wohl H. Heine erzählt, daß er sagte: „Nachbar, laßt mich auf Euer

Schild einen rothen Löwen und keinen goldenen Engel malen. Ich bin 'mal dran gewöhnt, und wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehen." Er hatte auch Engel schnitzen wollen, und gewissenhaft die kleinen, ziemlich gelungenen Flügel an beiden Seiten ihrer Bausbacken angebracht, aber sie schnitten entsetzliche Fratzen, und manchmal ließ sich kaum ein menschliches Gesicht an ihnen erkennen. Doch was that es; die Eingeborenen wußten ja, was sie bedeuten sollten, und damit war allen Zwecken auf das vollständigste genügt.

Wie die Bienen schwärmten die Eingeborenen herein, um Zeuge der seltenen Feierlichkeit zu sein, und Berchta fühlte, wie ihr das Herz wieder ängstlich klopfte. Jetzt hätte sie auch gern um einen Aufschub der Trauung gebeten; auf eine so rasche und summarische Abmachung der ganzen Sache war sie nicht vorbereitet gewesen. Aengstlich sah sie sich nach Hilfe um, aber wohin sie blickte, fiel ihr Auge nur auf die ernsten, feierlichen Gesichter der Missionäre, und Mrs. Lowe, die zwischen ihr und ihrer Reisegefährtin stand, blickte so streng und feierlich nach oben und schien sich so wenig in diesem Moment mit

irdischen Dingen zu befassen, daß das arme Mädchen gar nicht wagte, sie anzureden. Und die Zeit verging, die Vorbereitungen wurden getroffen, und die nächste Minute schon konnte vielleicht zu spät sein.

„Madame," flüsterte sie da, sich ein Herz fassend, „Madame!"

Die alte Dame hörte nicht; sie schaute, wie in stillem Gebet, über alles Volk hinweg, starr nach der Decke hinauf. „Madame — theure Madame!"

Ihre Stimme hatte sich jetzt so gehoben, daß die Töne zu dem Ohr ihrer Nachbarin dringen mußten. Außerdem berührte sie aber auch noch mit der Hand ihren Arm, um sich darin völlig sicher zu stellen.

Mrs. Lowe drehte, wie erstaunt, den Kopf nach ihr nieder und sagte mit ziemlich lauter Stimme: „Was wünschen Sie, Schwester?" Aber ihr Blick haftete dabei nicht auf ihr, sondern immer wieder, über den Köpfen der Eingeborenen fort, an der Wand des Gebäudes. „Sprechen Sie rasch, denn die heilige Handlung wird gleich beginnen!"

„Ist es nicht möglich," flüsterte Berchta, und sie mußte sich gewaltsam zwingen, daß die Worte

nur hörbar über ihre Lippen kamen, „daß die heilige Handlung bis morgen oder übermorgen aufgeschoben wird? Ich bin noch so angegriffen von der Reise — so erregt —"

„Nein," sagte die alte, würdige Dame, indem sie langsam und leise mit dem Kopfe schüttelte, ohne aber ihre Stellung im mindesten zu verändern, „denn Ihr werdet heute Abend noch Beide die Insel verlassen, um Eure Gatten, Sie nach Motua, Sarah nach Lahina zu begleiten. Der Schooner nimmt jetzt schon frisches Wasser und Früchte wie andere Provisionen an Bord."

„Noch heute Abend?"

„Ja, mein Kind. Bis Motua, wo Sie aussteigen, fahrt Ihr Beide zusammen und behaltet Eure alte Kajüte, wie auch Eure sämmtlichen Sachen noch an Bord sind. Dort ist Eure neue Station. Von Motua aus setzt Sarah allein mit ihrem Gatten den Weg fort."

„So bleiben wir nicht zusammen?"

„Nein; — aber ruhig jetzt! Die heilige Handlung beginnt; wir dürfen sie nicht unterbrechen."

Berchta seufzte tief und angstvoll auf. Es war zu spät. Aber was lag auch daran, ob sie den heiligen Act auf einen Tag, auf wenige Stunden hinausschob. Ihr Wort hatte sie gege-

ben und mußte es halten, war auch fest entschlossen dazu, was nützte da längeres und thörichtes Sträuben!

Jetzt bestieg Mr. Lowe die Kanzel, und während Todtenstille in dem weiten Raum herrschte, begann er nach einer kaum minutenlangen Pause eins der dort schon genugsam bekannten Gesangbuchslieder, in das die Gemeinde aber schon beim zweiten Tact und ohne ein Buch zu haben gleichzeitig und melodisch einfiel, und sechs oder acht Verse wurden so gewissenhaft durchgenommen. Jetzt endlich war der Gesang beendet, und die Predigt begann in der Sprache der Eingeborenen. Aber so melodisch und besonders vocalreich sie auch sein mochte, die scharf abgerissenen, ja fast gehackten Sätze, mit einer schnarrenden, unangenehm lauten Stimme gesprochen, klangen nicht so, und den Sinn, obgleich sie sich des Idioms mächtig geglaubt, verstand Berchta trotzdem nicht. Sie konnte ihren Geist nicht dazu sammeln. Und der wackere alte Herr wurde dabei nicht fertig. Immer wieder von neuem, wenn er manchmal seine Stimme gesenkt und frisch Athem geholt hatte, setzte er ein, und die übrigen Missionäre schienen selber ungeduldig zu werden

— nur Mrs. Lowe stand wie aus Stein gehauen.

Da plötzlich, und noch eben in voller Begeisterung, brach er ab, und in seine gewöhnliche Redeweise zurückfallend, sagte er vollkommen ruhig:

„Und nun laßt uns daran gehen, geliebte Brüder und Schwestern, das Band zu knüpfen, das vier glückliche Menschen machen und diesen Inseln Heil und Segen bringen soll. Bruder Rosbane, ich dürfte Sie wohl bitten, die heilige Handlung, die wir dann wieder mit einem Lied beschließen wollen, vorzunehmen?"

In der Kirche entstand jetzt große Unruhe; die Eingeborenen, denen die Sache auch etwas lange gedauert haben mochte, räusperten sich, flüsterten miteinander und standen meist von ihren Sitzen auf. Mr. Lowe kam dabei langsam von der Kanzel herunter, und Bruder Rosbane übernahm die Leitung des Ganzen, das allerdings feierlich, aber doch wie eine Art von Geschäftssache, nach der vorgeschriebenen Form beendet wurde. Berchta folgte dabei wie ein Opferlamm zur Schlachtbank. Sie hatte keinen Willen mehr, und das ganze Fremdartige der Umgebung betäubte sie, ja schüchterte sie ein.

Der Actus wurde natürlich in englischer Sprache gehalten und ging verhältnißmäßig rasch von statten. Wie es schien, war schon Alles, was dazu gehörte, vorher in der Sprache der Eingeborenen von der Kanzel gesagt worden, und freilich hatte Berchta von dem nur sehr wenig, Sarah gar nichts verstanden. Darauf konnte aber natürlich in diesem Fall keine Rücksicht genommen werden, und das entscheidende „Ja" trat an die beiden Bräute heran, ehe sie sich dessen nur klar bewußt waren. Aber es wurde gesprochen, leise zwar und kaum hörbar, aber doch verständlich für die Zunächststehenden; dann segnete der Geistliche die beiden Paare ein, und unmittelbar danach begann Bruder Lowe den schon vorher angekündigten Gesang, in welchen jetzt die Gemeinde laut und mit gutem Willen einstimmte.

Der Missionär Fremar trat jetzt wieder zu seiner jungen Frau, küßte sie leicht, aber freundlich auf die Stirn und wendete sich dann zu den Uebrigen, um ihnen ringsum die Hand zu schütteln.

Berchta stand allein; die alte Mrs. Lowe hatte sich zu ihr gewendet und ihr ein paar weit mehr ermahnende als herzliche Worte gesagt,

deren Sinn sie nicht einmal verstanden. Sie reichte ihr dabei die Hand, und das arme junge Wesen, in seiner furchtbaren Aufregung, wollte sie an sich ziehen. Mrs. Lowe wußte aber vielleicht besser was sich schickte.

„Mein liebes Kind,“ sagte sie ernst, indem sie ihr die Hand entzog, „fassen Sie sich; bedenken Sie, wo Sie sind. Nur kein Aufsehen hier in Gottes Haus erregen!“ Und sich von ihr wendend, schritt sie hinüber zu Sarah, die still und demüthig, mit niedergeschlagenen Augen, noch immer auf der nämlichen Stelle stand.

Berchta rang nach Luft, die schwül und drückend auf ihr lag. Es war ihr in diesem Augenblicke, als ob sie von allen Menschen verlassen sei und allein und einsam auf der weiten Welt stehe. Und war denn Niemand da, der ihr nur ein einziges herzliches Wort hätte sagen können? Angstvoll suchte ihr Blick umher, da fiel ihr Auge auf den treuen alten Claus, der hinter ihr etwas zur Seite stand und mitleidsvoll nach ihr herüberschaute — das war ein Gruß aus der Heimath — mit Blitzesschnelle tauchte das alte Schloß und die gramgebeugte Gestalt ihres Vaters dort vor ihr auf, und ehe sie selber wußte, was sie that, schwankte sie auf

den alten treuen Diener zu, lehnte ihr Haupt an seine Brust und jetzt — jetzt zum ersten Male flossen die zurückgehaltenen Thränen und lösten den Schmerz in ihrem lindernden Strome auf.

Sie sah nicht das Erstaunen der Missionäre oder den entrüsteten Blick, den Mrs. Lowe nach ihr hinüberschleuderte; sie fühlte nur, daß sie hier — hier ein Herz hatte, das noch mit treuer Liebe an ihr hing, und alles Andere war in dem Moment vergessen.

Am meisten in Verlegenheit gerieth freilich Claus selber; er war blutroth geworden, aber das Mitleiden mit dem armen, wie er glaubte, verlassenen Kinde gewann doch rasch bei ihm die Oberhand.

„O mein gütiger Gott!" flüsterte er leise vor sich, indem er die zitternde Gestalt der Armen mit seiner sehnigen Hand unterstützte, „ob ich es mir nicht gedacht habe — ob ich es mir nicht gedacht habe. Und jetzt sitzen wir mitten im Wasser und können nicht wieder fort. O das Unglück, das Unglück!"

Die Worte brachten Berchta wieder zu sich selber. Claus durfte einen solchen Verdacht nicht fassen. Es war ihr freier Wille gewesen, hier-herzukommen. Sie hatte gewußt, was sie hier

erwartete; sie durfte sich jetzt, da es geschehen, nicht schwach und kindisch zeigen.

„Nein, Claus," flüsterte sie, sich emporrichtend, „kein Unglück — nur der Gedanke an das Vaterhaus überkam mich. Jetzt ist es vorbei. Es ist gut — Alles ist gut, oder — wird noch gut werden — habe nur keine Furcht — ich werde glücklich — glücklich schon in dem Bewußtsein, ein gutes Werk vollbringen zu helfen, und dann auch Andere glücklich machen. Ich weiß nur nicht, was mich für einen Augenblick überkam; jetzt ist es vorbei." Und mit den Worten schüttelte sie die Thränen von den Wimpern und wendete sich wieder gegen ihren Gatten, der jetzt von allen Uebrigen die Glückwünsche angenommen hatte und auf sie zukam.

„Ja," brummte Claus leise vor sich hin, indem er ihr mit düsterem Blick nachsah. „Jetzt ist es vorbei — Alles vorbei. Wenn uns doch der —" er zerbiß ein hartes Wort zwischen den Lippen, denn er mochte wohl selber fühlen, daß es an den Ort nicht so recht paßte.

7.
Nach der Trauung.

Jetzt kam aber auch reges Leben in die Versammlung; die Ceremonie war nicht allein vorüber, sondern die Gemeinde auch hungrig geworden, und Alles drängte nun hinaus in's Freie, um theils die eigene Wohnung aufzusuchen, theils aber auch die Vorbereitungen zu der gemeinschaftlichen Mahlzeit zu treffen, welche heute aus Anlaß der feierlichen Gelegenheit von den Missionärfamilien gehalten werden sollte.

Ein paar von den Eingeborenen waren sogar während der Kirche schon mit der Hauptsache zu Ende gekommen, nämlich einige junge Spanferkel auf die ihnen eigenthümliche und vortreffliche Weise zu backen, und in der dicht neben der Kirche befindlichen Wohnung des ehrwürdigen Mr. Lowe,

die sich geräumig genug zeigte, sämmtliche Gäste zu fassen, war ein großer Tisch aufgestellt. Da aber die Sessel doch nicht zureichten, hatte man rasch einige lange Bambusbänke construirt, und dort wurde jetzt gedeckt.

So viel des Neuen war den Eingeborenen freilich lange nicht geboten worden, als gerade heute, und ein ewiges Flüstern ging durch ihre Reihen, während Einzelne, was man ihnen gut genug ansehen konnte, am liebsten geradeheraus gelacht hätten, — wenn sie nur eben gedurft. Aber die Scheu und Ehrfurcht vor den Mitonares, wie sie die Missionäre nannten, war doch zu groß und ließ eine laute Fröhlichkeit, wenigstens in ihrer Gegenwart, nicht zum Ausbruch kommen.

Am meisten interessirte sie jedenfalls der „grüne Mann", welchen Namen Claus augenblicklich bekam, so wie er nur den Boden dieser Inseln betrat; ja selbst in Tahiti war er noch — natürlich ohne es selber zu wissen — unter dieser Bezeichnung in der Erinnerung des fröhlichen, leichtherzigen Volkes geblieben. Männer mit schwarzen Kleidern hatten sie in Menge gesehen — sehr viele — auch in rothen und blauen, wenn die Matrosen der dort zu Zeiten anlegenden Wallfischfänger manchmal in ihren rothen oder

blauen Hemden an's Land kamen; aber ein Weißer in einem solchen entschieden grünen Rock war ihnen denn doch noch nicht vorgekommen, und sie konnten sich nicht satt an ihm sehen. Ebenso aber fiel ihnen Sarah mit ihren ganz hellblonden, fast weißen Haaren und ebenso merkwürdig hellblauen Augen auf. Wenn man hineinsah, war es gerade, als ob man im Sonnenschein, draußen außerhalb der Riffe, in die tiefe See hinabschaute.

Und wer war der Alte überhaupt? Der fremden weißen Frau Vater? Aber das sah ihnen auch nicht so aus, denn da betrug er sich zu ehrfurchtsvoll gegen sie. Der Gedanke, daß er ein Diener sein könne, kam ihnen nicht; die Weißen machten ja keine Gefangenen, und die nur durften dienen und Sclavenarbeit verrichten. Jedenfalls war es ein armer Verwandter, und damit beruhigten sie sich endlich, denn das kam ja auch bei ihnen fast in jedem Haushalt vor, daß solche „arme Verwandte" mit durch's Leben geschleppt wurden und gegen ihre Wohlthäter sich dann selbstverständlich auch ehrfurchtsvoll betragen mußten.

Das Essen war indessen bereitet, und Berchta bekam zum ersten Mal Gelegenheit, mit ihrem Gatten ein paar Worte zu wechseln und ihn auf-

merksamer als bisher zu betrachten. Er sprach lieb und gut mit ihr. Er hatte ihre Hand ergriffen und war mit ihr an den Strand hinabgegangen, wo er ihr sagte, wie glücklich es ihn mache, daß sie gerade seiner Bitte gefolgt sei und ihm hier die Lasten und Mühen der Mission wolle getreulich tragen helfen. Sie solle es auch nie bereuen; er wolle Alles thun, was in seinen Kräften stehe, um ihr das einsame Leben auf Motua, wohin ihr Ziel läge, erträglich zu machen. Sie solle sich auch nicht vor dem wilden Lande fürchten; das Volk sei gut und brav, nur leider noch von blindem Heidenthum befangen, und ihnen wäre deshalb das Glück vorbehalten, es davon zu befreien und der ewigen Seligkeit zu gewinnen. Könne es ein schöneres Loos auf der Welt geben? Er wisse freilich nicht, wie er solch ein Glück verdient habe, sie gerade die Seinige zu nennen, und er wolle sich ihr gewiß ewig dankbar dafür zeigen.

Sein dunkelbraunes, gutes Auge glänzte, während er so sprach, was dem sonst eigentlich zu ruhigen Gesicht Leben und Ausdruck verlieh.

Thomas Fremar mochte ungefähr vierzig Jahre zählen, vielleicht war er noch nicht einmal so alt, und der längere Aufenthalt in einem heißen

Klima hatte nur dazu beigetragen, ihn älter aussehen zu machen. Schön konnte an ihm eigentlich nichts genannt werden als seine Augen und die beiden Reihen tadelloser Zähne, weiß wie Elfenbein, und doch war er nicht häßlich, nur etwas weichlich in seinem ganzen Wesen, wie sich auch der Druck seiner Hand anfühlte. Man traute dem Mann auf den ersten Blick kaum zu, daß er irgend welche Energie entwickeln könne.

Indessen hatten die Missionäre in ihrem Hause eine Berathung über eine höchst eigenthümliche Sache, und zwar die, ob man dem mitgekommenen Begleiter der jetzigen Schwester Bertha — wie sie von den Missionären genannt wurde — gestatten solle, mit an dem Tisch zu essen, oder ob er seinen Platz besser bei den Eingeborenen erhielte. Daß es ein früherer Diener des Hauses sei, wußte man. Sarah hatte das auch bestätigt, und Bruder Rosbane gestand aufrichtig, daß ihm diese Beigabe eines „weißen Mannes" in der Mission nicht besonders angenehm sei, da man nie voraus wissen könne, wie er sich betragen werde. Traurige Beispiele hatten sie da genug an weggelaufenen Matrosen anlegender Schiffe gehabt, und es war bis jetzt überhaupt unerhört gewesen, daß sich

die Frau eines Missionärs einen männlichen Diener mitgebracht. Der von der Missionsgesellschaft erhaltene Brief ging aber über die Ursache des Thatbestandes leicht hinweg und autorisirte nur den besagten Claus Vetter, wie der Mann hieß, bei seiner Gebieterin zu bleiben, wobei man die Hoffnung aussprach, daß er sich allen auf den Inseln bestehenden Gesetzen auf das stricteste fügen würde. Aber in welches Verhältniß trat er jetzt auf der Mission? denn daß er als Diener hier weiter existiren könne, schien undenkbar, und das Schlimmste dabei war, daß gerade dieser erste Tag, sein erster Empfang von Seiten der Missionäre auf den Inseln, darüber entscheiden müsse, ob er als gleichberechtigter oder untergeordneter Weißer behandelt werden könne.

Die Meinungen schienen getheilt, und Bruder Fremar, dem darin eigentlich eine entscheidende Stimme zustand, da er ja mit dem Mann besonders verkehren sollte, war abwesend. Da entschied endlich Bruder Rosbane, indem er erklärte, es sei ihm nicht recht, daß der alte Mann mit herübergekommen wäre, wie aber die Sache einmal stände, würde es große Schwierigkeiten haben, den Eingeborenen den wahren Thatbestand zu erklären, und viel besser sei es da, sie

nicht glauben zu machen, daß sie mit dem Missionsschiffe auch solche Leute herübergeschickt bekämen, die nicht mit der Mission in genauester Beziehung stünden. Der Mann sei schon in den Jahren und scheine von harmlosem Charakter; die Missionsgesellschaft drüben würde sich außerdem jedenfalls genau nach ihm erkundigt haben, ehe sie ihm die Erlaubniß ertheilte, mitzureisen, und es wäre ja möglich, ihn vielleicht später, wenn er sich erst richtig eingewohnt, auch in passender Weise zu verwenden. Das ginge indeß nicht an, wenn sie ihn hier als untergeordneten Diener eingeführt, und da sich die meisten Missionäre, selbst Mrs. Lowe, dieser Ansicht anschlossen, bestimmte man endlich, daß er mit am großen Tische speisen solle. Außerdem wurde der Vorschlag gemacht, den Mann zu veranlassen, wenigstens während des Essens seinen etwas auffallend grünen Rock auszuziehen und einen schwarzen Frack anzulegen. Bruder Lowe hatte noch, wie er erklärte, einen alten, der ihm etwa passen würde, und es sah doch etwas anständiger aus.

Hierin hatten sie indessen die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sarah mußte dolmetschen, Claus verstand aber kaum, um was es sich handle, als er auf das bestimmteste erklärte, er

werde unter keiner Bedingung eine solche „schwarze Jacke“ anziehen und sich lächerlich machen. Er habe es nicht einmal bei seiner Confirmation gethan, und jetzt stecke er in seinem grünen Rock und bleibe drin. Am Tisch brauche er überhaupt nicht mit zu speisen; sie sollten ihm nur etwas zu essen geben, denn er wäre mordmäßig hungrig geworden, nachher wolle er sich mit Vergnügen dazu unter einen grünen Baum setzen. Es sei überdies eine so lange Zeit vergangen, seit er keine grünen Bäume gesehen habe — er sehne sich danach.

Mit dem alten Burschen war nichts anzufangen, und es blieb also nichts Anderes übrig, als ihn zu nehmen, wie er eben war, das heißt im grünen Jagdrock.

Claus indessen, als ihn Sarah verließ, hatte mit nicht geringem Erstaunen eine Anzahl von Eingeborenen beobachtet, die mit kleinen hölzernen Spaten einen niedrigen Erdhügel umzugraben begannen. Er zerbrach sich dabei den Kopf, was sie damit bezweckten. Steckte vielleicht irgend ein fremdländisches Thier — irgend eine südseeländische Hamsterart — darunter, das sie auszugraben gedachten? Aber war es denkbar, daß der sich so nahe zwischen die Wohnungen der

Menschen wagen würde? Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben, und sein Erstaunen wuchs, als er gleich darauf nicht etwa die Röhren eines unterirdischen Baues, sondern grüne, etwas verwelkte Blätter und dazwischen ein äußerst angenehm duftendes und braungebratenes Spanferkel entdeckte, dem gleich darauf ein zweites und drittes folgte.

Das war ein Kochofen? — und wo um des Himmels willen machten sie da das Feuer an, um das Fleisch gahr zu bekommen? denn auch nicht die Spur von Kohlen war zu erkennen. Aber die Eingeborenen faßten lachend die Spanferkel bei Kopf und Schwanz an und hoben sie in die Höhe, und da fielen eine Menge runder Bachkiesel heraus, die selbst jetzt noch heiß waren und damit deutlich genug verriethen, wie die kleinen Schweinchen gebraten worden waren.

Jetzt aber begann auch die Mahlzeit, denn damit durfte nun nicht mehr gezögert werden. Von allen Seiten kamen junge Mädchen herbei, von denen die einen Früchte, andere geröstete Brotfrucht, andere Fische trugen. Schüsseln gab es dabei nicht. Sämmtliche Speisen auf dem Tisch wurden auf grünen breiten Blättern servirt, die allerdings den nämlichen Dienst

verrichteten, und nur Teller schienen genügend vorhanden, um alle Gäste damit zu versehen. Ebenso wenig fehlte es an Messern, Gabeln und Löffeln, und bei jedem Couvert stand dabei eine geöffnete grüne Cocosnuß als Getränk, denn Wein oder Branntwein war bei den Missionären streng verboten und durfte nicht einmal von irgend welchem Schiffe an Land gebracht werden.

Vor Tisch hielt Mr. Rosbane ein allerdings etwas sehr langes Tischgebet, das die heutige Predigt noch einmal recapitulirte und einige andere Gedanken daran knüpfte, und Claus, der sich überhaupt nicht wohl an einem Tisch mit „dem gnädigen Fräulein" fühlte, griff wohl zehnmal indessen ganz in Gedanken nach Messer und Gabel und ließ sie, immer erschreckt, wieder los, wenn der neben ihm sitzende Missionär langsam, aber ernst den Kopf nach ihm umdrehte.

Endlich fand sich auch hier der Schluß, und die delicaten Speisen, denen er wacker zusprach, ließen in der That nichts zu wünschen übrig.

Selbst Berchta war heiterer geworden. Sie saß neben ihrem Gatten, und während sie sich des frugalen, echt landesthümlichen Mahles freute, sprach Fremar mit ihr in seiner gewöhnlichen

milden Weise, erklärte ihr Manches, das sie noch nicht kannte, und erzählte ihr von dem künftigen Leben, das sie da drüben auf Motua führen würden, und das er ihr dabei mit den freundlichsten Farben ausmalte. Berchta fühlte auch, daß sie das Schlimmste überstanden habe; der erste Moment des Eintreffens war vorüber, und wenn sie hier sah, wie freundlich und gesittet sich selbst die „Wilden" betrugen, was sie jedoch nur dem wohlthätigen Einfluß zuschreiben konnte, den die Missionäre auf sie ausgeübt, so ging ihr das Herz in dem Bewußtsein auf, jetzt bald selber thätig und heilbringend in die Verhältnisse einer andern Insel eingreifen zu können und dort das nämliche Resultat hervorzurufen.

Auch alle übrigen Missionäre waren gut mit ihr und schienen sich Mühe zu geben, ihr die erste Stunde oder doch den ersten Tag auf dem Boden, der von jetzt an ihre Heimath bilden sollte, angenehm zu machen. Nur die alte Mrs. Lowe — oder Schwester Lowe, wie sie genannt wurde — wich davon ab. Wenn sie wirklich ein Wort zu ihr sprach, so war es immer nur eine Ermahnung oder irgend eine, wenn auch noch so versteckte Rüge über etwas, was sie gethan oder nicht gethan, und ein Lächeln hatte sie noch

nicht auf ihren Lippen gesehen. Die Indianer schienen sie auch in der That mehr zu fürchten, als einen der Missionäre selber, und wie sie nur den Kopf bei Tisch halb zur Seite drehte, flogen schon drei oder vier herbei, um zu erfahren was sie etwa wünsche.

Allerdings hatte sich nun Berchta schon auf der Reise von Tahiti hierher vorgenommen gehabt, so wie sie die erste Mission erreiche, sich selber bei den Eingeborenen nach ihrem Leben, der Art, wie sie lernten, und manchem Andern zu erkundigen; aber wie wäre das in den wenigen Stunden, die ihr hier blieben, möglich gewesen? Sie vergingen ihr in ungeahnter Schnelle, und sie hatte das Neue hier noch nicht einmal in seinen größeren Umrissen erfaßt, als Mr. Rosbane schon wieder die beiden jungen Paare ermahnte, sich zum Aufbruch bereit zu halten, da der Schooner in etwa einer Stunde, und zwar ehe die Ebbe vollständig ausgelaufen war, seinen Anker lichten sollte, um die Ausfahrt mit günstiger Strömung zu gewinnen. That er das nicht, so mußte er bis morgen früh hier liegen bleiben, denn in dunkler Nacht durfte er nicht wagen, zwischen den eng zusammenliegenden Brandungswellen durchzusteuern.

Das war freilich nur eine kurze Rast gewesen, aber es ersparte auch eine Menge Mühe, denn die Sachen der Passagiere brauchten gar nicht an Land geschafft zu werden, und überdies bekamen sie ja doch auch — je früher sie dort eintrafen, desto eher eine Heimath, und das blieb vor Allem die Hauptsache.

„Und wohnten schon Weiße auf Motua?"

„Nein. Früher hatten die Missionäre einmal eine Station dort errichtet, waren aber, obwohl man ihnen sonst kein Leid zufügte, von den Wilden nicht geduldet worden. Die frommen Männer glaubten es mit Geduld zu erzwingen, aber eines Tages wurden sie von einem Trupp Eingeborener überfallen, mit ihren sämmtlichen Sachen in Canoes gepackt und hier nach Laua geschafft, wo man sie an einem Felsenvorsprung aussetzte. In Laua zeigten sich die Eingeborenen freundlicher, und es gelang ihnen endlich, das Oberhaupt des Stammes von der wahren Lehre zu überzeugen. Seit der Zeit hatten sie rasche Fortschritte gemacht und jetzt schon wenigstens den dritten Theil der Insel ihrem Glauben gewonnen."

„Und jetzt soll in Motua der Versuch erneuert werden?" fragte Berchta, doch von dem

eben Gehörten etwas eingeschüchtert, denn auf einen freundlichen Empfang durften sie in dem Fall nicht rechnen.

„Nein, mein Kind," sagte der alte Mr. Rosbane freundlich, „haben Sie keine Furcht. Wir sind diesmal von dem König, der auf Motua herrscht, selber gebeten worden, weiße Männer hinüberzusenden, und dieser hat auch schon Wohnungen für sie herrichten lassen und ihnen einen District Land und viele Cocospalmen angewiesen. Ja, so ungeduldig war er, sie drüben zu sehen, daß erst vor wenigen Tagen ein Canoe von dort herüberkam, um anzufragen, ob man denn seiner Einladung nicht Folge leisten wolle."

„Der König sendete es selbst?"

„Der König und die Königin!"

„Die Königin?" hauchte Berchta, und auf's neue stieg vor ihrem Geist jenes Traumbild empor, wo das junge, wunderbar schöne indianische Weib flehend die Arme nach ihr ausstreckte, als ob sie bei ihr nur Hilfe suche.

„Dann mit Gott!" murmelte sie leise. „O, wie gern will ich ja Alles ertragen, Alles dulden, wenn ich nur jener stillen Welt den wahren Frieden bringen kann."

„Und das wird geschehen," sagte Rosbane

freundlich. „Haben Sie guten Muth. Der Anfang wird schwer sein; Sie werden Manches entbehren müssen, was Sie daheim vielleicht gewohnt gewesen; aber der Lohn ist ja auch dafür desto reicher; das eigene Bewußtsein schon, dem Himmel so viele Seelen gerettet zu haben, zahlt das Alles hundert- und tausendfach."

Von jetzt an war es, als ob eine eigene stille Heiterkeit in ihr Herz eingekehrt sei. Sie schaute in das liebend und vertrauend zu ihr erhobene Antlitz des Gatten und war sich in dem Augenblick bewußt, daß nichts als der Tod sie hindern könne, das Begonnene auch wacker durchzuführen.

Aber jetzt lief die Zeit auch ab, die ihnen noch auf Laua gestattet worden. Die Canoes lagen schon bereit, die sie wieder an Bord führen sollten, und die Missionäre fingen schon an, von den jungen Paaren Abschied zu nehmen. Da schritt Mrs. Lowe feierlich und mit der ihr innewohnenden Würde auf Berchta zu, und diese sah überrascht zu ihr auf, denn in ihren Händen trug sie einen jener wunderlich geformten Kohlenschaufelhüte, aus grobem Stroh ziemlich roh geflochten. War das ein Geschenk für *sie*?

„Schwester Bertha," sagte die alte, ehrwürdige Dame dabei und warf ihr einen strengen

Blick zu, denn sie hatte vielleicht den fast muthwilligen Zug bemerkt, der um Berchta's Lippen zuckte, „ich habe Ihnen hier ein Muster mitgebracht, wie Sie auf Motua die Hüte für alle solche der eingeborenen Frauen herzurichten haben werden, welche sich dem wahren Glauben erschließen, da ihr heidnischer Kopfschmuck und andere abgöttische Zeichen und Zierrathen natürlich nicht mehr geduldet werden können."

„Aber, beste Schwester Lowe," sagte Berchta mit ihrer lieben, gewinnenden Stimme, „als *Muster* ist der Hut doch eigentlich nicht hübsch genug. Wollen Sie das nicht *mir* überlassen?"

„Nein," erwiderte Mrs. Lowe, durch die Zwischenfrage nicht eben freundlicher gestimmt. „Bruder Fremar hat schon seine vollen Instructionen, in denen die übliche Tracht für alle *christlichen* Frauen fest bestimmt ist. Sie werden sich daran gewöhnen müssen, daß wir in *diesem* Theil der Welt *nicht* mit den Moden jeden Monat wechseln, wie Sie es vielleicht daheim gewohnt gewesen."

„Ich will mich ja gern jeder hier üblichen Anordnung fügen," sagte Berchta scheu, denn es lag ihr nichts ferner, als die alte Dame zu reizen.

„Das haben wir auch von Ihnen erwartet,“ nickte Mrs. Lowe, etwas freundlicher; „die Kunst, das Stroh für die Hüte zu bereiten, kennen fast alle diese Stämme; das Einzige, was Sie dabei zu thun haben werden, ist, ihnen die richtige Form zu geben, und gerade zu dem Zweck brauchen Sie das Muster nothwendig. Uebrigens wird Sie Bruder Fremar schon in allem Nöthigen unterweisen.“

Gerade als sie zusammen sprachen, liefen ein paar junge eingeborene Mädchen auf sie zu, erschraken aber, als sie die allgefürchtete Mrs. Lowe plötzlich entdeckten, und schritten jetzt steif und langsam an ihnen vorüber.

Diese trugen die Hüte, und Berchta konnte wirklich kaum ein Lächeln unterdrücken, als sie den wunderlichen Kopfputz näher betrachtete, der, nach oben hoch ausgeschweift, hinten einer stumpf abgeschnittenen Kanone glich und selbst nach den Schultern hinab ein paar Flügel sendete. Und darunter die nur dünn bekleideten, schlanken und gewandten Gestalten der Mädchen; es sah wirklich zu lächerlich aus.

„Alles Uebrige,“ fuhr da die alte Dame fort, „kann ich Ihnen wohl vorderhand und unter

Bruder Fremar's Leitung allein überlassen, denn von Zeit zu Zeit kommt doch Bruder Rosbane und mein Mann einmal hinüber, um den Stand der Mission zu revidiren."

„Ich werde mir gewiß Mühe geben, alle meine Pflichten getreulich zu erfüllen," sagte Berchta gedrückt. Die Frau hatte in der That nichts Zutrauenerweckendes für sie. Wozu diese Strenge, selbst mit den Eingeborenen? Hätte sich das Alles nicht viel besser durch Liebe und Freundlichkeit erreichen lassen? Aber ihr Gatte selber sah nicht so aus, als ob er rauh und barsch mit ihnen verfahren würde, und ihnen mußte es ja doch überlassen bleiben, wenigstens die ihnen anvertrauten Insulaner auch nach ihrer Art zu unterrichten. Und daß sie sich die dann schon zu Freunden machen wolle, davon war Berchta fest überzeugt.

Fremar hatte indessen noch viel mit den übrigen Missionären, besonders mit Bruder Rosbane, zu besprechen, denn das jetzige Ziel ihrer Reise war ein besonders wichtiges, da es sich hier um die Hauptinsel einer größeren Eilandsgruppe handelte, und der Erfolg auch jedenfalls all' die übrigen abhängigen Inseln nachziehen mußte;

aber der Capitän des Schooners drängte zur Abfahrt, und in der That hatte er nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Die Ebbe ging scharf aus und ebenso neigte sich auch die Sonne ihrem Untergang. In einer halben Stunde wäre es zu spät gewesen.

Jetzt kam der Abschied, wobei wieder ringsum die Hände geschüttelt wurden, und die beiden jungen Paare stiegen in ein Canoe, das den sie begleitenden Claus und noch einige Eingeborene aufnahm. Man wollte diese letzteren, als besonders gottesfürchtig, mit hinüber nach Motua senden, um den dortigen Eingeborenen gleich ein gutes Beispiel zu geben. Bruder Lowe begann dann wieder seinen Gesang, in welchen, als Abschiedsgruß, die Indianer sofort einstimmten. Wenige Minuten später waren die Passagiere an Bord des kleinen Fahrzeuges, dessen Anker in der nämlichen Zeit heraufkam. Noch blieb ihnen die Strömung günstig, und die leichte Brise strich am Land hin, so daß sie mit halbem Wind ihre Segel füllen konnten. Bruder Fremar und Adam winkten noch einmal mit ihren weißen Taschentüchern, und ein lauter Gruß schallte vom Lande zurück, dann schoß der scharfgebaute Schooner

zwischen die Brandungswellen hinein und darum hin nach Westen, und von den Abendnebeln überzogen lag Laua bald nur noch wie ein Schatten hinter ihnen.

8.

Motua.

Und dunkler und dunkler wurde es auf dem Wasser; die Sterne funkelten aus, und in seinem Zenith stand aufgerichtet das südliche Kreuz am Himmel. Dort drunten aber glühte und leuchtete das Meer, und durch die im Feuerschein blitzende Woge glitt der Schooner seine stille Bahn dahin, die Neuvermählten ihrer Heimath entgegentragend.

Auf dem Verdeck aber saßen die beiden jungen Frauen neben ihren Gatten, und sprachen von den zukünftigen Tagen und bauten Pläne in die linde Luft hinein — liebe, freundliche Pläne von häuslichem Glück und einem frohen Wirkungs-kreis, von einem glücklichen Volk, dem sie das Heil bringen wollten, während es jetzt, von blinder

Leidenschaft erregt, noch seinen Götzen Menschenopfer brachte.

So saßen sie bis fast um Mitternacht, wonach die jungen Frauen ihre gemeinschaftliche Koje suchten, während die beiden Männer noch lange an Deck oben auf und ab gingen und mitsammen plauderten. Der alte Claus aber lehnte unter ihnen an der Schanzkleidung des Decks, beide Arme auf diese gelehnt, und schaute träumend auf die phosphorescirenden Quallen nieder, die dann und wann mit einem matten Feuerschein am Schiff vorüberglitten.

Das heute Erlebte ging dem alten treuen Diener im Kopf herum und — gefiel ihm nicht. Was hatte sein „gnädiges Fräulein" nicht Alles daheim geopfert, um hierher zu kommen und die Heiden mit zum Christenthum bekehren zu helfen, und wie gleichgiltig war sie eigentlich von Allen empfangen und begrüßt worden, selbst von ihrem jetzigen Gatten. Und der gefiel ihm auch nicht; er schien gutmüthig zu sein, ja; aber daß er gar nichts Männliches in seinem ganzen Wesen hatte, wollte ihm nicht behagen. Er sah weichlich aus wie ein Frauenzimmer, und das süße Lächeln dann manchmal! Das war kein Mann, wie er ihn sich für das gnädige Fräulein gedacht, denn

wenn er so manchmal daheim bei Tische aufgewartet, und der alte Baron von den Missionären erzählt hatte und diese mit den Kreuzfahrern verglich, die heldenmüthig den Kampf gegen die heidnischen Götzen aufgenommen, dann zuckte es ihm wohl selber durch die Adern, und er wünschte sich, dabei zu sein. Die Missionäre, die er hier gesehen, waren nicht solche Gestalten, wie er sie sich gedacht. Ebenso wenig paßten aber auch die Insulaner, sowohl die auf Tahiti wie auf Laua, zu dem Bild, das er sich von solchen „Wilden" früher entworfen. Das war ja komisches und ganz zahmes Volk, und sie sangen Gesangbuchsverse besser als die Bauern daheim. An denen war doch wahrhaftig nichts weiter zu bekehren, daß sie deshalb den entsetzlichen Weg vom Schölsenstein hierher machen mußten.

Und sein armes Fräulein! — Wie bleich sie heute ausgesehen, wie schrecklich bleich und niedergeschlagen, und jetzt war sie da an einen Mann so Knall und Fall verheirathet, den sie im Leben früher nie gekannt oder von dem sie überhaupt etwas gewußt, eine Tochter des Schölsenstein! Es war ihm manchmal, wenn er darüber nachdachte, als ob das gar nicht möglich sein könne, als ob das Alles ein wilder, wüster

Traum sein müsse. Und was der alte Herr jetzt wohl daheim machte? Wie er an sie denken und wie traurig er sein würde! Lieber Gott, er hatte alle Ursache dazu, denn glücklich war sein Kind nicht geworden, das glaubte Claus nun und nimmermehr; aber von jeher zeigte sie ja einen starken Charakter, und deshalb würde sie auch wohl Alles fest ertragen. Ein Glück nur, daß er wenigstens mit herübergekommen, denn daß sie hier Niemand kränken solle, dafür wollte er schon einstehen.

So grübelte Claus vor sich hin, und wenn er auch dort stand und über Bord schaute und die Wunder der Tiefe in ihrem glühenden Feuerschein an ihm vorüberglitten — er sah nichts mehr davon, denn seine Gedanken weilten im alten Schölfenstein, seiner eigenen Heimath, und bei dem seiner Sorge anvertrauten Kind, „dem gnädigen Fräulein Berchta."

Endlich mußte auch er das Lager suchen; der Himmel hatte sich umwölkt, die Brise aufgefrischt, und der Schooner schäumte vor günstigem Wind durch die Wogen; aber der Regen goß auch in Strömen nieder, und Claus kroch endlich in seine Koje.

Am nächsten Morgen war kein Land in Sicht;

der Schooner lag Nordnordwest, die Segel alle zum Zerspringen gefüllt, und das Meer war durch den stetig wehenden Wind zu ziemlich hohen Wellen aufgewühlt. Aber das wackere Fahrzeug schoß leicht hindurch, seine Bahn entlang, bis sie gegen Abend, freilich noch in weiter Ferne, Land sichteten. Jetzt wurden einzelne Segel eingenommen, um nicht zu raschen Fortgang zu machen und das Land zu früh anzulaufen, denn bei Nacht konnte man ja doch nicht die Einfahrt finden; aber lange vor Tag waren die Passagiere wieder an Deck, um den ersten Anblick der Küste nicht zu versäumen und zu sehen, wie die noch ziemlich ferne Insel mehr und mehr, je näher das Fahrzeug kam, aus der See herauswuchs.

Landbewohner stellen sich das erste Erblicken eines solchen Landes auch gewöhnlich ganz anders vor, als sie es später wirklich finden, und kommt es zuerst in Sicht, so sucht ihr Blick vergebens danach, denn sie glauben, sie müssen gleich Berge und Thäler unterscheiden. Ist es ein Continent, dem man sich nähert, so zieht sich am fernen Horizont als erstes Zeichen ein schmaler, dunkler Streifen hin, so schmal in der That wie ein dünner Strich und nur von einem

geübten Auge zu unterscheiden; eine bergige Insel aber, besonders wenn sie aus einem einzigen hohen Kegel besteht, zeigt zuerst nichts als einen dunkeln Punkt auf dem Wasser, der aber höher wird, je näher man kommt, und endlich die Umrisse eines Hügels annimmt. Zwischen diesen Inseln nun, wo stets ein breiter Streifen Palmenland die Gebirge umgiebt und an ihrem Fuße ausläuft, kann man sich fest darauf verlassen, daß man noch weit davon entfernt ist, so lange dieser nach rechts und links von dem Berg auslaufende Strich nicht sichtbar wird. Kann man ihn endlich erkennen, und bilden die Wipfel der Palmen noch eine glatte, dunkle Fläche, so beträgt die Entfernung zum Land etwa acht bis zehn englische Meilen; treten sie aber so hoch heraus, daß die Brandung, also mit ihr der eigentliche Strand sichtbar wird, so ist man noch höchstens vier bis fünf Miles von der Küste ab.

Als der Tag im Osten dämmerte, erblickten die Reisenden denn auch hohe, dunkle, oft kühn gerissene Kuppen, die sich dichtgedrängt nebeneinander aus dem Meere hoben, aber auch noch steil in dasselbe abfielen und an keiner Seite das flache und meist stets durch Korallenboden

gebildete Palmenland zeigten. Näher und näher rückten sie aber der Insel. Jetzt kamen die ersten Palmenwipfel, wie aus der See auftauchend, zu beiden Seiten des hohen Landes zum Vorschein, und bald darauf, während der Schooner rüstig seine Bahn verfolgte, zeigte sich der weiße Kranz der Brandungswellen, die auf dieser wie allen übrigen Inseln der Südsee die einzelnen Eilande umgeben. Jetzt dauerte es auch nicht mehr lange, so ließen sich schon einzelne lichte Wohnungen am Ufer erkennen.

Und das sollte ihre Heimath sein? O, wie wunderbar schön das waldige Land dort vor ihnen ausgebreitet lag, und welch entzückenden Einblick sie da und dort in die einzelnen Thäler gewannen!

Die Insel mußte ziemlich groß sein. Ein ganzer Gebirgszug thürmte sich hinter den ersten Hügeln auf, und besonders nach links hinüber konnten sie deutlich erkennen, daß sich breite Höhenzüge weit ausdehnten. Und dort überall wohnten noch wirklich wilde Menschen, die an keinen Gott glaubten und ihre selbstgemachten Götzen für heilig hielten? Dort wurden noch Menschen geschlachtet, Kinder geopfert, und unaufhörliche Kriege verwüsteten das Land! Welch ein Feld für ihren frommen Eifer! Und wie

freudig schlug Berchta's Herz, als sie die Gewißheit vor sich sah, da selbst mit eingreifen zu dürfen und einen ganzen Volksstamm glücklich zu machen.

Die Brise hatte aufgefrischt, und der Schooner glitt rasch voran, denn der Capitän desselben kannte genau die Einfahrt in die Binnenriffe, die sich hier auch wenigstens um das Dreifache breiter zeigte als in Laua. Ein tüchtiger Bergstrom kam nämlich aus den Höhen gerade an dieser Stelle herab und mündete in die See, so daß selbst große Schiffe dort hätten einlaufen und in dem ruhigen Binnenwasser liegen können.

Der kleine Missionsschooner verfolgte aber ganz keck seine Bahn. Vorn am Bug standen allerdings zwei Matrosen mit dem Senkblei, um damit die Fadentiefe zu messen, wie zugleich nach vielleicht schroff aufsteigenden Korallenriffen auszuschauen, aber er schien entschlossen, so dicht an das feste Land als irgend möglich anzulaufen, und erst als die Entfernung bis zur Küste kaum noch zweihundert Schritte betragen mochte und dort voraus die zackigen Korallenblumen schon dicht an der Oberfläche sichtbar wurden, schallte der Befehl, bei dem Anker zu stehen, über Deck,

und gleich darauf rasselte die Kette durch die Klüsen und das Fahrzeug schwang herum.

Am Lande lagen zahlreiche Canoes, und seit sich der Schooner im Binnenwasser gezeigt, waren eine Menge von Eingeborenen zum Strand heruntergekommen und standen augenscheinlich bereit, an Bord zu rudern, sobald ihnen dazu das Zeichen gegeben würde. Jetzt kam oben aus dem einen Hause ein ganzer Schwarm von Menschen, der sich dem Strande näherte, und im Nu waren auch die Canoes bemannt, aber nur immer Vier in jedem, also keineswegs in feindseliger Absicht, wo sie so viele Krieger in ein solches Fahrzeug nehmen, als es möglicherweise fassen kann. In dem größten schien der Häuptling oder König zu sitzen, und vor ihm kauerte ein Mann, der einen hohen Palmenwedel in der Hand aufrecht trug und ihn fortwährend nach vorn neigte. Jedenfalls als ein Zeichen der Freundschaft, wozu fast alle wilden Völker grüne Büsche nehmen, und dann nur in Ausnahmefällen Verrath dahinter bergen. Es würde sie in den Augen ihrer eigenen Gefährten herabsetzen.

Die beiden Missionäre fürchteten auch nichts dergleichen, und selbst der Capitän des Schooners machte sich schon bereit, die Eingeborenen an

Bord zu empfangen. Es schien aber vorderhand noch nicht in ihrer Absicht zu liegen, das Fahrzeug der Weißen gleich von vornherein zu betreten, und die kleine Flotte nur deshalb hier herausgekommen zu sein, um die fremden und erwarteten Gäste zu empfangen, wie an das Ufer zu geleiten. Durch Rufe verständigte man sich auch bald, und während zwei Canoes, für die Weißen bestimmt, dicht an die Seite des Schooners anlegten, ließ der Capitän ebenfalls seine Jolle aussetzen, um den Zug zu begleiten. Es sollte wenigstens keine Form der Höflichkeit verabsäumt werden.

Noch weniger Furcht zeigten die beiden jungen Frauen, denn sie kannten den rauhen Empfang nicht, der schon oft auf diesen Inseln landenden Booten durch Keule und Schleuder zu Theil geworden. Sie wollten den Eingeborenen doch auch nur Gutes thun, und diese mußten ja wohl freundlich gegen sie sein. Auch an die Canoes waren sie von Laua aus schon gewöhnt, und hatten dort gesehen, daß ihnen die Ausleger oder Luvbäume große Sicherheit verliehen, und sorgsam von den Missionären geleitet, erreichten sie die schwanken Fahrzeuge, die sie jetzt vielleicht

für eine lange Zeit dem fremden und doch heimischen Boden entgegenführen sollten.

Dicht um sie her schaarten sich nun die Canoes der Eingeborenen; aber nicht mit einem frommen Psalm wurden sie empfangen, als die runden Buge den Sand scheuerten, wohl aber mit einem lauten, donnernden Jubel, in den Frauen und Kinder wacker mit einstimmten, und Alles schien hier auch an Land schon wirklich darauf vorbereitet, um ein ordentliches Fest zu Ehren ihrer Ankunft zu feiern.

Aber wie verschieden waren die Bewohner dieser Insel von Laua! — Berchta konnte nicht umhin, beide miteinander zu vergleichen, wie sie nur zwischen sie trat, und der Vergleich fiel sonderbarerweise nicht zu Gunsten der Bewohner von Laua aus.

Dort zeigten sich die Bewohner scheu und ehrfurchtsvoll — jedenfalls durch die Gegenwart der Missionäre eingeschüchtert, die Frauen waren auch durch die riesigen Hüte und steife, anschließende Gewänder entstellt, während die Männer durch manche Stücke europäischer Tracht, die sie angenommen, weit mehr komisch als würdig aussahen.

Die Kleidung hier war allerdings fast ein

wenig zu paradiesisch. Die Männer gingen, mit einem Stück Tapa um die Lenden, das ihnen bis zum Knie niederreichte, nackt, die Frauen trugen einen ähnlichen Schurz und außerdem nur noch ein kurzes Schultertuch von demselben Stoff, das über der rechten Schulter zusammengeheftet wurde und den rechten Arm ebenfalls bloß ließ, aber die dunkeln, wallenden Locken mit bunten, duftenden Blumen prächtig geschmückt, Blumen auch hinter den Ohren. Ja, selbst viele der jungen Männer hatten Kränze von buntfarbigen Lianen auf dem Kopf, was ihnen zu ihren hellbraunen Gesichtern ganz vortrefflich stand. Und wie heiter das junge Volk war, wie sie lachten und miteinander plauderten, und wie sich die Kinder in tollem Muthwillen mitten zwischen dem Menschenschwarm hindurch am Strand herumhetzten. Es war jedenfalls ein munteres, gutmüthiges Volk.

Aber es blieb ihr nicht viel Zeit zu solchen Betrachtungen, denn der Empfang begann. Mr. Fremar flüsterte ihr zu, daß sie jetzt der König selber begrüßen wolle, und daß sie ihm freundlich die Hand reichen möge, da er allein es in seiner Gewalt habe, ihnen das Leben auf der Insel angenehm zu machen. Aber nur deshalb? O,

Berchta drängte es so, den Mann zu begrüßen, der den für einen Wilden doch gewiß großen Entschluß gefaßt, dem Unglauben seiner Väter zu entsagen. Und dann die Königin — wieder stieg vor ihrem inneren Auge jenes liebliche Frauenbild herauf, das sie in ihrem Traum gesehen und das so flehend die Hände nach ihr ausgestreckt, als ob sie, um Hilfe bittend, ihr Nahen erflehe. Ob sie ihr hier wohl — jetzt begegnen sollte?

„Seine Majestät!" flüsterte Fremar ihr in englischer Sprache zu, und als sie rasch und fast erschreckt den Kopf dorthin wendete, sah sie sich einem großen, breitschultrigen Eingeborenen gegenüber, der vielleicht zu seiner Tracht etwas feineres Gnatu oder Zeug genommen hatte, sich aber sonst in nichts von den übrigen Insulanern unterschied, als vielleicht durch einen kleinen Handspiegel, den er an einer Schnur von rothen Glasperlen um den Hals trug und von Zeit zu Zeit danach faßte, wie um sich zu überzeugen, daß er ihn auch nicht verloren hätte — und neben ihm? — die kleine kugelrunde Frau, mit dem dicken, gutmüthigen, braunen Gesicht? — das war doch nicht etwa die Königin der Insel?

„Seid willkommen, Freunde," sagte da das

Oberhaupt der Eingeborenen, indem er dem Missionär freundlich die Hand entgegenstreckte, „ich bin froh daß Ihr gekommen seid, und Ihr hättet nur noch viel — recht viel weiße Männer mitbringen sollen. Böse Leute leben hier auf Motua — sehr böse Leute — aber wenn mir die Weißen beistehen wollen, hoffe ich, daß wir sie zum Frieden zwingen. Sie sollen schon ihre Strafe bekommen."

„Ich hoffe gewiß," sagte da Fremar herzlich, „daß wir der Insel hier den wahren Frieden bringen werden. Was hilft menschliche Bosheit gegen die Hand und Gewalt des Höchsten? Sie ist wie ein welkes Blatt, das der Sturm mit sich hinweggeführt."

„Das ist recht," nickte die Majestät vergnügt vor sich hin, „so soll es ihnen gehen; wie von einem Sturm sollen sie weggefegt werden von der Insel. Aber mehr von Euch müssen kommen, immer mehr, und Schießgewehre mitbringen. Damit kann man sie treffen, wenn sie sich widersetzen wollen."

„Wir kämpfen nicht mit Waffen," sagte Fremar freundlich, „unsere Wehr ist das Wort Gottes, vor dem sie in den Staub sinken müssen."

„Auch recht," nickte der König, der den Mis-

sionär jedenfalls verstanden hatte, vergnügt vor sich hin. „Ganz einerlei mit was, wenn sie nur todtgeschlagen werden.“

Während die beiden Männer miteinander sprachen, war die kleine dicke Frau zu Berchta hinangegangen, und sie mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt betrachtend, fing sie zugleich an, ihre Kleidung zu befühlen und ihre Haare, Tuch, Hut, Band und was sie sonst an sich trug, zu betasten. Dabei murmelte sie unterdrückte Ausrufe der Bewunderung, und als sie an die Handschuhe kam, die Berchta trug, und von denen sie jedenfalls glaubte, daß sie mit zur Haut gehörten, stieß sie einen leisen Angstschrei aus und zeigte mit stierem Blick auf die Stelle hin, wo der Handschuh aufhörte. Sie hatte das jedenfalls für eine schreckliche Wunde gehalten.

Die kleine dicke Frau war übrigens noch mehr aufgeputzt als alle Uebrigen miteinander. Sie trug einen Gnatu-Ueberwurf, der unten herum mit rothen Wollfasern besetzt war, augenscheinliche Ueberreste eines alten rothen europäischen Wollenhemds — dann das Haar dicht gelockt und glänzend mit Cocosnußöl getränkt, aber auch von Blumen und dem silberblinkenden Bast der Arrowroot durchflochten, um den Hals aber

eine Kette von messingenen Nagelköpfen, wie sie bei uns die Tapezierer gebrauchen, um Möbel damit zu beschlagen. Um die Hüfte hatte sie ein großes Stück äußerst feinen, roth gefärbten Gnatus geschlagen, sonst aber ging sie natürlich, wie alle Insulaner, ohne Strümpfe und Schuhe, und es hingen nur noch an Knöchel und Handgelenken dicke Schnüre von Glasperlen, die, wenn sie ging oder sich bewegte, ein klapperndes Geräusch machten. Der freie Arm zeigte übrigens auch die Spuren von Tätowirungen, wie auch viele Männer auf ähnliche Weise gezeichnet waren. Doch schien die Sitte nicht allgemein, und wie sich später auswies, wurde das Eintätowiren bestimmter Zeichen in die Haut auch wirklich als eine Art von Auszeichnung betrachtet, die der König oder die Priester bestimmten, und die nicht willkürlich angenommen werden konnte.

Der König, Ramara Toa, wie er genannt wurde, stellte den Missionären jetzt seine Frau vor, und Berchta gab es einen eigenen Stich durch's Herz. — Es war die *erste* Täuschung, die sie empfand, und gleich um so schmerzlicher, als sie ein Ideal vernichtete, das ihr bis dahin immer vorgeschwebt und — wenn sie sich dasselbe auch nicht gestehen mochte — doch viel, sehr viel

dazu beigetragen hatte, sie für den jetzt gethanen Schritt zu begeistern. Diese Figur sah wahrlich nicht so aus, als ob sie in Seelenangst nach dem wahren Glauben schmachte und elend in der Nacht des Götzendienstes sei. Sie schien sich im Gegentheil außerordentlich wohl darin zu befinden und zeigte auch weit mehr Interesse an dem Anzug der Fremden, als an ihrer sonstigen Erscheinung.

Für den Moment nahm aber doch die Gegenwart ihre Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch, denn Ramara Toa erklärte plötzlich, daß er sie jetzt vor allen Dingen zu ihrer neuen Wohnung führen wolle, damit sie ihre Sachen an Land schaffen könnten. Dorthin bewegte sich auch der ganze Zug, und zwar eine Strecke am Strand hinauf, wo sich das Land etwas hob. Die Ausläufer des Gebirges reichten bis hier hinab, und besonders an der einen Stelle bildete das letzte hohe Land einen schmalen Felsenvorsprung, der steil und schroff gegen die See hinabfiel.

Oben auf dem Vorsprung lag eine kleine Hochebene, Cocospalmen wuchsen überall, und dort war das Haus für die Missionärfamilie an einer Stelle errichtet, die man sich nicht entzückender hätte denken können. In der That er=

fuhr Fremar auch später, daß Ramara Toa den Punkt einmal früher, als den schönsten der Insel, selber bewohnt habe, nur war er ihm zu unbequem gewesen, da er, wie er meinte, dicht an der See wohnte und doch nicht so leicht zu seinem Canoe hinab konnte. Die Weißen brauchten aber die Canoes nicht so oft, denn den Fischfang verstanden sie doch nicht, und deshalb war auch der Platz für sie geeigneter, als für einen der Eingeborenen.

Allerdings hatte es auch hier etwas größere Schwierigkeit, die mitgebrachten Sachen hinaufzuschaffen, denn wie sich herausstellte, waren der Mission eine Anzahl von Kisten beigegeben worden, in denen sich Handelsartikel für die Eingeborenen befanden. Aber darin zeigten sich diese sehr bereit, die fremden Weißen zu unterstützen. Der Schooner ließ deshalb bald darauf sämmtliche für Motua bestimmte Gegenstände, wie auch das Gepäck Fremar's und seiner jungen Frau herüberschaffen. Claus half ebenfalls dabei, und in kaum zwei Stunden war Alles gelandet und auch von ein paar hundert von Eingeborenen, die Ramara Toa dazu beorderte, in das Bambushaus hinaufgeschafft, wo es dann freilich dem Missionär überlassen blieb, es in der nächsten

Zeit auszupacken und so zu ordnen, wie er es für gut hielt.

Dicht hinter dem Missionshause standen aber auch noch, im Busch halb versteckt, eine Anzahl kleinerer Hütten, von denen jetzt Claus die eine angewiesen bekam, während in den übrigen die von Laua mitgekommenen Eingeborenen vertheilt wurden.

Fremar fühlte sich sehr glücklich über diese ganz besondere Aufmerksamkeit von Seiten des Häuptlings, in der That war es aber nur eigentlich eine Vorsichtsmaßregel, die dieser ergriffen hatte, um die Fremden besser im Auge behalten zu können, und sie zu verhindern die Insel einmal heimlich zu verlassen. Wohnten sie dicht am Strand, so konnten sie das in jeder dunkeln Nacht ermöglichen; von dort aus aber mußten sie, sowohl nach rechts als nach links hinab, jedesmal drei oder vier Hütten der Eingeborenen passiren, ehe sie im Stand waren das Ufer zu erreichen, und das wäre, ohne bemerkt zu werden, nicht gut möglich gewesen.

Fremar fühlte sich nun allerdings nicht so ganz sicher, ob auch die Eingeborenen einen genauen Begriff von dem „Mein und Dein" hätten. Als aber der Transport beendet war und Ramara

Toa bemerkte, daß er den Eingang zu der allerdings luftigen Wohnung zu verschließen suche, sagte er kopfschüttelnd:

„Habt Ihr unter den Papalangis*) so viele schlechte Menschen und Diebe, und es sind doch Christen? Du wirst hier können Alles offen stehen lassen und es wird Niemand zu Dir eintreten und Dich berauben. Die Götter verbieten das, und wir handeln nie gegen ihren Willen. Hab' keine Furcht, Du bist hier sicher."

Fremar wußte nicht gleich, was er darauf erwidern sollte. Daß es unter den Christen sehr viele Diebe gab, ließ sich eben nicht gut leugnen, und der Gedanke, hier unter dem Schutz der Götter von Motua zu stehen, war ihm auch gerade nicht angenehm. Ramara Toa schien aber gar keine Antwort zu erwarten oder für nöthig zu halten. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen blies einer der Indianer in ein Muschelhorn, und wie ein Wetter fuhr jetzt der ganze Schwarm den Hügelhang hinab, denn es war das Zeichen für die Mahlzeit gewesen, die jetzt am Ufer des Bergstroms selber abgehalten werden sollte.

Bruder Adam mit seiner jungen Frau wa-

*) Europäer oder Weiße.

ren noch immer in ihrer Begleitung, aber der Capitän des Schooners hatte schon erklärt, daß er — so wie neulich Abends Laua, so auch hier Motua mit ausgehender Ebbe verlassen wolle, um seine Reise fortzusetzen. Zuerst mußte er den Missionär Adam an den Ort seiner Bestimmung bringen, und nachher, so rasch als irgend möglich, nach Laua zurückkehren, wo dann Mr. Rosbane weiter zu bestimmen hatte, was mit dem Missionsfahrzeug geschehen solle.

Merkwürdig war dabei die glückliche Veränderung, die mit Berchta's Stimmung vorgegangen, seit sie Motua betreten. Mit dem Bewußtsein, das endlich erreicht zu haben, wonach sie gestrebt: einen Wirkungskreis, in welchem sie für ihr höchstes Ziel schaffen und thätig sein konnte, betrachtete sie Alles, was sie bis jetzt dafür gelitten und geopfert, als unbedeutend — als nichtssagend im Vergleich zu dem göttlichen Zweck, der sie begeisterte. Selbst die Beklemmung hatte sie abgeschüttelt, die ihr bis dahin noch in Gegenwart ihres kaum gekannten Gatten das Herz beengte. Die alte Begeisterung, die sie früher zu dem fast unweiblichen Schritt getrieben, und die größtentheils schwand, als die nackte Wirklichkeit ihren Schatten über die

selbstgeschaffenen Lichtbilder warf, fing an zurückzukehren. Viel mochte dazu vielleicht das sonnige, wunderbar schöne Land, das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen selber beitragen, während sie der feierliche, kalte Ernst der Missionäre auf Laua eher niedergedrückt und entmuthigt hatte. Aber in diesem Augenblick fühlte sie sich wirklich frei und glücklich, und als Fremar ihr jetzt den Arm bot, um sie hinunter zu geleiten, flüsterte sie ihm zu:

„O, wie schön ist es hier, wie himmlisch schön, und wie gut das Volk und wie glücklich in seiner harmlosen Fröhlichkeit!"

„Ja," sagte Fremar leise, „anscheinend glücklich in der That, aber das wahre Glück wollen wir ihnen erst bringen, Bertha — das Glück vor Gott zu wandeln und nach seinen Geboten. Erst darin werden sie Frieden finden; alles Andere ist ja doch nur ein glänzendes Elend, das wohl gleißt und schimmert, bei dem aber, wenn sich der Körper auch anscheinend wohl befindet, die Seele rettungslos zu Grunde geht. Aber komm, mein Herz, betrübe Dich auch nicht etwa, wenn Dir hie und da ihre heidnischen Gebräuche entgegentreten. Sie wissen es noch nicht besser; das wahre Licht ist ihnen noch nicht

aufgegangen, und bis dahin müssen wir jede Nachsicht mit ihnen haben."

„Aber weshalb nennst Du mich immer Bertha, Fremar?" sagte die junge Frau leise, aber freundlich. „Berchta ist mein Name und ich bin ihn so von daheim gewöhnt. Bertha klingt mir so fremd, so kalt — bitte, nenne mich Berchta."

„Das geht nicht, Kind," sagte Fremar freundlich, „Berchta ist ein rein heidnischer Name aus der alten Zeit, und ich begreife nicht einmal, wie sich irgend ein Geistlicher finden konnte, ihn Dir bei der Taufe beizulegen. Du wirst Dich auch an den Namen Bertha gewöhnen."

Berchta erwiderte kein Wort; es war die erste Bitte, die sie an den Gatten richtete, und so harmlos, so unschuldig — und er schlug sie ihr ab. Er durfte es jedoch vielleicht nicht anders; die übrigen Missionäre wären am Ende böse darüber geworden, und Unfrieden wollte sie ja nicht in die Mission bringen. Aber lag die christliche Religion denn in solch unbedeutenden Kleinigkeiten?

Ihre Unterhaltung wurde abgebrochen, denn sie hatten sich jetzt dem kleinen Bergstrom genähert, der hier über blanke Kiesel der See ent-

gegensprudelte, während die üppigste Vegetation den Platz umgab.

Die Mündung des Bergbaches, bis zum salzigen Strande nieder, umgab ein wahrer Hain von Cocospalmen, durch deren schlanke Stämme hin man aber deutlich die See und die dort draußen tosende Brandung erkennen konnte, während dicht hinter den Palmen ein kleines Dickicht von Orangen, Citronen und Brotfruchtbäumen begann und einzelne Pandanus ihre wunderlich geformten Aeste ausstreckten, als ob sie ihre dicken, goldgelben Früchte, die im Aeußern fast einer Ananas gleichen, den Vorbeigehenden zeigen wollten. Dort erst waren aber auch die Zurichtungen zum Mahle getroffen, denn in dem Cocospalmenhain selber durfte sich der Menschenschwarm nicht lagern, da doch von oben dann und wann einmal eine Nuß herunterfällt und, wen sie von solcher Höhe nieder trifft, natürlich ernstlich beschädigen kann.

Aber welch ein reizendes Bild bot sich hier Berchta's Blicken, und wie verschieden war es von jenem etwas zu ceremoniellen Mahle, das sie auf Laua neulich eingenommen!

Hier stand kein langer Tisch gedeckt, mit weißem Leintuch und Messern und Gabeln, kein

Teller für die Gäste bereit; aber in einer Biegung des kleinen Stromes, wo sich das Bett desselben weiter ausdehnte, und drüber hin an den rasigen Hängen lagerte das muntere Volk, und auf Hibiscus- und Bananenblättern wurden kleine rohe Fische, gebratene Brotfrucht, gebackene Spanferkel, Cocosnüsse, Orangen, Mangas und viele andere Früchte aufgetragen, während grüne Cocosnüsse zum Trinken, wie Cocosnußschalen mit Seewasser darin, um das Salz zu ersetzen, zur Würze dienten.

Als Berchta den Platz erreichte, bot sich ihr ein entzückender Anblick. Gleich unterhalb, wo die Cocospalmen standen, waren einige junge Burschen noch gerade beschäftigt, ein paar derselben zu erklettern, um mehr Nüsse herabzuwerfen. Sie hatten sich zu dem Zweck ein kurzes Bastseil gemacht, das doppelt genommen um ihre Knöchel lag und die Füße dadurch, wenn angespannt, etwa zehn bis zwölf Zoll auseinanderhielt. Damit kletterten sie an der Palme empor, und zwar ruckweise, mit den Sohlen, die durch das umgelegte Seil nicht weiter auseinanderrutschen konnten, den Stamm fassend, während sie ihn oben mit ihren Armen umklammerten. Außerordentlich schnell stiegen sie damit empor,

und wenn zwei Knaben zugleich an einer Palme begannen, wurde es zu einer Art von Wettlauf, wer zuerst von ihnen sein Ziel, den Wipfel, erreichte, wobei sich die halbnackten braunen Körper unglaublich rasch in die Höhe schnellten.

Mit fröhlichem Plätschern warf sich der Bergbach in das Thal hinab und brauchte sich wahrlich seines Wassers, wenn es die See erreichte, nicht zu schämen, denn es war klar wie Krystall! An seinen Ufern aber kauerten etwa zwanzig oder mehr bildhübsche Mädchen, die dunkeln Locken mit Blumen geschmückt, tauchten Stücke gerösteter Brotfrucht in die klare Fluth und lachten und plauderten bei ihrem einfachen Mahl.

Und wie bunt geschaart die übrigen Eingeborenen darum her lagerten! Auf Laua würde freilich keiner von ihnen gewagt haben zu essen, ehe nicht die Missionäre zuerst Platz genommen und den Segen gesprochen. Hier dachte Niemand daran ihnen irgend einen Vorzug einzuräumen. Wenn ihr König das Mahl begann, waren sie vollständig berechtigt, Theil daran zu nehmen, und hatte der Missionär Hunger, nun dann kam er ganz gewiß und setzte sich zu ihnen, denn zu essen gab es ja heute im Ueberfluß.

Das Mahl dauerte jedoch nicht übermäßig

lange, denn die Südsee-Insulaner essen selten sehr viel auf einmal, dafür aber desto häufiger. Indessen hatte sich der Schooner wieder zu seiner neuen Fahrt vorbereitet, und die Zeit nahte, wo die beiden jungen Frauen voneinander Abschied nehmen mußten. Berchta fühlte sich auch wirklich tief davon ergriffen, denn so wenig Aehnlichkeit Beide sonst wohl in ihrem Charakter haben mochten, so hatte sie sich doch an die Reisegefährtin gewöhnt und die junge Frau mit ihrem milden, duldsamen Charakter auch wirklich liebgewonnen. Aber es half nichts; sie waren nicht bestimmt, die Freuden und Leiden ihres neuen Berufs gemeinschaftlich zu tragen. Weit auseinander lag ihr Ziel, und Jede von ihnen mußte standhaft und starken Herzens das, was der Himmel ihnen senden würde, hinnehmen und ertragen.

Als das Canoe mit ihnen abstoßen sollte, hatte sie Sarah umfaßt und geküßt, und die junge Frau lehnte an ihrer Schulter und weinte still; aber keine Miene ihres bleichen Angesichts verzog sich dabei, nur die Thränen liefen ihr voll und schwer an den bleichen Wangen nieder. Sie war von Jung auf, eine Waise, in einem der frommen Stifte erzogen worden, und hatte

nie einen eigenen freien Willen gekannt, auch den jetzigen Schritt nicht etwa mit einem selbstständigen Entschluß gewagt, sondern war einfach von der Hand ihres Lehrers in die vorgeschriebene Bahn geführt worden. Ob sie sich glücklich darin fühlen würde? Sie wußte es nicht und dachte auch wohl kaum darüber nach; es kam auch nicht in Betracht. Die Mission brauchte ihre Kräfte, und sie war der Aufforderung ohne ein Wort der Entgegnung einfach gefolgt.

Jetzt trat der Moment zum ersten Mal an sie heran, wo sie allein in die Welt hinausziehen sollte, denn an Berchta hatte sie sich ebenfalls gewöhnt und sie liebgewonnen. Als sie die Heimath verließ, vergoß sie keine Thräne — sie hatte niemals eine Heimath gehabt oder gekannt — jetzt weinte sie, still freilich und anscheinend ohne es selber zu wissen, aber der Schmerz der Trennung preßte ihr das Herz zusammen, und als die Leute im Canoe endlich ungeduldig wurden, hob sie sich leise empor, küßte, ehe es Berchta verhindern konnte, noch einmal deren Hand und stieg dann langsam in das schwanke Fahrzeug, das mit ihr und ihrem Gatten rasch an Bord ruderte.

Kaum eine Viertelstunde später lichtete der

Schooner seinen Anker wieder und hielt in die See hinaus, und als die Sonne im Westen sank, blitzten die hellen Segel desselben nur noch wie ein lichter Punkt weit aus der See zu ihnen herüber.

9.

Der Tanz am Strande.

In den nächsten Tagen hatte nun der für Motua bestimmte Missionär Fremar alle Hände voll mit seiner inneren Einrichtung zu thun, wobei ihn sowohl die von Laua mitgebrachten Insulaner, als auch Claus unterstützten. Die Indianer nämlich denken selten oder nie daran, die sehr geräumigen Bambushäuser, die sie bauen, im Innern wieder abzutheilen, um verschiedene Gemächer herzustellen. Ihre Matten breiten sie Abends, wenn sie schlafen wollen, auf dem Boden aus und liegen dann, Jeder in einem bestimmten Winkel, in dem Hause zerstreut. Morgens werden dieselben nur wieder zusammengerollt und in eine der Ecken aus dem Weg gestellt.

Civilisirte Nationen haben dagegen in dieser

Hinsicht andere Bedürfnisse — ganz abgesehen davon, daß das Schlafen auf der doch immer feuchten Erde, und nur durch eine dünngeflochtene Matte von dieser getrennt, gar nicht gesund sein kann, und auch wohl mit ein Hauptgrund der auf den Inseln so häufig auftretenden Elephantiasis ist. Deshalb mußten Bettgestelle aufgeschlagen und ebenso im Hauptgebäude dünne Bambuswände aufgestellt werden, um wenigstens eine Abtheilung für ein Schlafgemach zu haben, wie an dem entgegengesetzten Ende der ovalen Hütte die Gegenstände aufzuspeichern, die von der Hauptmission als Handelsartikel herübergeschickt worden.

Die Insulaner zeigten sich dazu besonders geschickt, denn sie wußten am besten mit den Hilfsmitteln Bescheid, die ihnen der Wald hier bot. Nicht allein die Pfosten wuchsen dort nämlich in dem zähen und vortrefflich zu verwendenden Bambus, sondern auch sogar gleich fertige Bretter, die man nur von den betreffenden Bäumen abzuhauen brauchte. Eine Kastanienart nämlich schickt, am unteren Theile des Stammes und nach der Wurzel zu, ihre starke und zähe Rinde so wunderlich geformt aus, daß sie wirklich oft acht bis zehn Fuß lange und nicht selten

unten einen Fuß breite Bretter bildet, die nur weiter nach oben spitz zulaufen und dann endlich im Stamme selber verschwinden. Eiserne Instrumente hatten sie außerdem von Laua mitgebracht, und Ramara Toa interessirte sich so für diesen Bau, daß er selber den ganzen Tag dort oben saß und sich dazu von Claus Tabak geben ließ, den er dann klein schnitt, in ein Stück welkes Bananenblatt einschlug und als Papiercigarre rauchte.

Sehr erfreut war er dabei, als ihm der Missionär vorläufig einen kleinen Theil der von Laua für ihn mitgebrachten Geschenke übergab, die in einem Stück Kattun, einigen Schnüren Glasperlen, ein paar Beilen, einer Säge und verschiedenen Nägeln mit einem Hammer, ebenso kleinen Spiegeln und anderem werthlosen Tand bestanden.

Was übrigens dem Missionär nicht gefiel, war daß Claus, der doch von den Eingeborenen als zu ihnen gehörig betrachtet wurde, den ganzen Tag seine kurze Pfeife rauchte. Die Mission betrachtete nämlich den Tabak als ein narkotisches Reizmittel, und gab sich überall die größte Mühe, ihn zu verbieten, oder die Eingeborenen doch wenigstens wissen zu lassen, daß ein sol-

cher Gebrauch Gott nicht wohlgefällig sein könne. Er mochte aber anfangs auch nicht dagegen einschreiten, denn nur eine Andeutung, die er zu dem Zweck gegen den alten Jäger fallen ließ, stieß auf so entschiedenen Widerspruch, daß er, um Streit zu vermeiden, rasch abbrach und die Sache vorderhand nicht weiter berührte. Claus und Ramara Toa qualmten deshalb auch ungestört weiter, und Fremar hoffte daß, wenn er den alten Deutschen nicht durch Ueberredung von dieser schlechten Angewohnheit abbringen könne, sein Tabaksvorrath doch auch wohl bald zu Ende gehen müsse, und daß kein neuer auf die Insel geschafft würde, dafür wollte er schon sorgen.

Schon am nächsten Tag war das Nothwendigste beendet worden, und wenn auch in der einzelnen Einrichtung noch viel zu thun blieb, konnten die Fremden ihre Aufmerksamkeit doch schon wenigstens in etwas ihrer wunderlichen Umgebung zuwenden, die ja besonders für Berchta so viel des Neuen bot.

Am Abend gingen sie wieder hinüber zu dem gemeinschaftlichen Mahl am Bergstrom, wo das junge Volk in lauter Fröhlichkeit lagerte, und Fremar erhob hier zum ersten Male seine Stimme zu einem lauten Gebet, bei dem plötzlich jeder

andere Ton verstummte und aufmerksames Schweigen rings umher herrschte. Es war ihnen etwas Neues, und sie wollten jedenfalls hören, was der schwarze, wunderlich gekleidete Mann etwa zu sagen hatte. Kaum aber gelangte er zum Schlusse, als sich Niemand weiter um ihn bekümmerte. Das junge Volk sprang wieder in das Wasser hinein und plätscherte darin herum und verfolgte einander, die Mädchen wanden sich frische Blumen in die Locken zum abendlichen Tanz, und die Männer lagerten umher und plauderten und lachten miteinander über das eben Gehörte. Daß es der neue Glaube sei, für den sie ihren alten Göttern und deren Dienst entsagen sollten, schien sie wenig zu kümmern.

Und jetzt zum Tanz. Unten am Strand wurden plötzlich die Töne einer riesigen Trommel laut, die Fremar schon früher bemerkt hatte, und die aus einem ausgehauenen und mit Ochsenhaut überspannten Baumstamm bestand. Als Klöppel dazu dienten zwei lange Stücke oben mit Gnatu umwickelten Eisenholzes, und der Lärm, den sie machte, drang weit in die Hügel hinauf und den Wald hinein, so daß sie rasch die ganze Nachbarschaft zum Feste rufen konnte.

Es war das erste Mal, daß Berchta einen Tanz

der Eingeborenen sah, und Ramara Toa hatte sogar besondere Sitze für die Weißen herstellen lassen, auf denen Claus als Standesperson neben dem Missionär saß, während Berchta an dessen anderer Seite ihren Platz hatte.

Es war ein wunderbarer Anblick. Noch lag das Licht der untergehenden Sonne auf den Hängen, als dicht am Strand, unmittelbar vor dem Hause des Königs selber, wo auch die Trommel stand, das junge Volk zum Tanz antrat. Ramara Toa hatte auch schon einen bestimmten Platz für sich dazu hergerichtet, auf dem er sehr wahrscheinlich allabendlich mit seinen Frauen saß. Die dicke Dame, die sich beim ersten Empfang gezeigt, war nämlich nur die oberste Königin gewesen und präsidirte als „Aelteste" gewöhnlich allen Feierlichkeiten oder Vergnügungen — und eigentlich war jede Handlung dieses glücklichen Volkes eine Vergnügung.

Fremar, der Missionär, der diese Tänze natürlich für sündlich halten mußte, weil er sie mit ihren heidnischen Gebräuchen in Verbindung brachte, zögerte trotzdem keinen Augenblick denselben zuzuschauen, denn zuerst mußte er die sämmtlichen Verirrungen des Volkes kennen lernen, ehe er daran gehen konnte, sie zu heilen.

Lieb wäre es ihm dabei gewesen, wenn er seinen Sitz gleich neben dem König gehabt hätte; aber das verstieß wahrscheinlich gegen die Etiquette, die gerade unter jenen wilden Stämmen sehr streng gehandhabt wird. Der Fremde war doch nur ein Priester oder Zauberer seines Stammes und konnte deshalb nicht neben dem ersten Häuptling des Landes sitzen.

Und jetzt begann der Tanz. Die Trommel, ein wahres Monstrum eines solchen Instruments, von etwa drei Fuß Höhe und reichlich vier Fuß im Durchmesser, war bis jetzt nur von Zeit zu Zeit angeschlagen worden, um das benachbarte Volk zu der fröhlichen Abendlust herbeizurufen. Jetzt hatten sie sich versammelt und bildeten unmittelbar am Strand und vor des Königs Sitz einen weiten Kreis, in den sich vor allen Anderen die jungen Mädchen hineindrängten und mit Ungeduld den Beginn des eigentlichen Tanzes zu erwarten schienen.

Leise begann der Künstler auf der Trommel den Tact zu schlagen, aber den Tact zu einer Orgel, wie sie weiter wohl nicht auf der Welt zu finden ist, als auf diesen Inseln: zu dem Donnern der Brandung selber, die sich in regel-

mäßigen Zwischenräumen über die Korallenriffe stürzt.

Von den gegen das Land stürmenden Wogen, die selbst bei völliger Windstille durch die Schwellung oder Dünung der See gebildet werden, folgen nämlich immer drei einander in genau abgemessener Zeit und schlagen allerdings auch zugleich gegen die Riffe an. Da sich diese aber in langer Kette um die ganze Insel herumziehen, so dringt der Schall der Wogenbrechung auch natürlich nicht zu gleicher Zeit zu einem bestimmten Punkt des festen Landes, und der Tact klingt etwa – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –, wonach genau in demselben Zeitmaß ein gerade so lange anhaltender Donner folgt, der mit der dem Platz gegenüber befindlichen Woge seinen Abschluß findet, um unmittelbar danach von neuem zu beginnen. Der Tact dieser Tänze ist denn auch genau derselbe, und die große Trommel schlägt eigentlich nur die Viertelnoten zu diesem Tonfall der Wässer.

Das Ohr der Eingeborenen mußte deshalb auch den richtigen Tact dieses merkwürdigen Orchesters fassen, was aber gar nicht etwa lange dauerte. Gespannt horchten die jungen, bildhübschen Mädchen auf die zu ihnen herüber-

donnernden Accorde — jetzt hatten sie das richtige Zeitmaß erfaßt, und zwei von ihnen flogen plötzlich in den inneren Raum, um sich in ihren lebendigen Sprüngen zu begegnen. Rasch aber betheiligten sich auch die jungen Männer daran, und drei, vier oder mehr Paare führten in einem verhältnißmäßig engen Kreise einen fandangoartigen Tanz auf, der aber, wie die Tänzer darin warm wurden, an Lebendigkeit wuchs. Der Tact konnte dabei allerdings kein schnellerer werden, denn die Brandung hielt ihren Tonfall fest, aber die Tänzer selber breiteten sich weiter aus. Die Entfernung zwischen ihnen, aus der sie sich begegneten und wieder voneinander zurückwichen, wurde eine größere.

„Wahua! Wahua!" riefen die Umstehenden wie aus Einem Munde; jetzt öffnete sich der Reigen, und die Mädchen wichen zurück, weiter und weiter; nur Dämmerlicht herrschte noch auf dem nicht übermäßig breiten Strande, und während an den jungen Mädchen kaum eine Bewegung der Füße wahrzunehmen war, glitten sie zurück zu dem äußersten Cirkel und standen dort regungslos. „Wahua! Wahua!" Wieder aneinander vorbei schwebten sie, sich die Hände reichend und leise die Körper neigend; — „Wahua!

Wahua!" und untereinander mischte sich der Schwarm der Tänzer. Plötzlich erhellte ein grelles Licht den Platz; woher es gekommen, hatten die Fremden gar nicht bemerkt, aber zehn bis zwölf junge Bursche mit Fackeln aus gespaltenem trockenen Bambus tauchten zwischen den Zuschauern auf und stellten sich in den inneren Ring, in dem das Licht ihrer Brände einen rothen, flackernden Schein verbreitete.

„Wahua! Wahua!" schrieen die Indianer wieder, in die Hände schlagend und mit den Zungen schnalzend, und jetzt schienen alle Bande der Tanzenden gelöst. Wild und anscheinend ordnungslos flogen die Mädchen herüber und hinüber durch den Kreis, um sich aber immer wiederzufinden und auf's neue auseinander zu stieben; die Blumen fielen aus ihren wehenden Haaren und deckten den Boden, die kurzen Gnatumäntel warfen sie von den Schultern, um freiere Bewegung zu bekommen, und der zu einem bacchantischen Wirrwarr ausartende Tanz bot jetzt, bei der eigenthümlichen Beleuchtung, der prachtvollen Scenerie mit den wehenden Cocospalmen und da draußen den im Phosphorschein glühenden Brandungswellen, wie dem jauchzenden, kreischenden

Volk umher, ein Bild, das man sich nicht malerischer, nicht wilder hätte denken können.

Das dauerte, so lange die Fackeln anhielten. Wie aber die erste niedergebrannt war, schmetterte plötzlich ein dröhnender Schlag auf die Trommel nieder, und wie Tauben von einem Habicht gescheucht, flogen auch in demselben Moment die Mädchen auseinander und zwischen die Zuschauer hinein, während die jungen Männer die bei dem Tanz abgeworfenen Gnatutücher aufhoben, um sie ihren Tänzerinnen zu bringen.

Der König zog sich darauf mit seiner Familie in seine Wohnung zurück, und Fremar schritt ebenfalls mit seiner jungen Frau und von Claus begleitet nach seiner nicht so fernen Heimath hinüber und den Hang hinauf.

„Wie traurig,“ sagte er, „ist es doch, diese unglücklichen Menschen von solch' bösem Zauber befangen zu sehen; wie schwer wird es halten, sie von dem Bann desselben zu befreien!“

„Und sollten solche Tänze Sünde sein?“ sagte Berchta freundlich. „Haben wir sie nicht in der eigenen Heimath, unter allen christlichen Nationen?“

„Solche Tänze?“ rief der Missionär erstaunt.

„Wenn auch nicht solche," lächelte Berchta, „die mehr dem wilden Land und den wilderen Sitten entsprechen, aber doch auch ein geselliges Zusammenkommen, mit Tanz dabei, und Niemand denkt darüber etwas Böses, ja, ich habe selbst Geistliche sich demselben anschließen sehen."

„Unrecht genug, daß sie es thaten," erwiderte ernst der Missionär; „es verträgt sich nicht mit dem Amt das sie bekleiden, dabei zu hüpfen und zu springen. Aber jenen Tänzen liegt wenigstens kein heidnischer Kern zu Grunde, wie diesen, und sie sind deshalb, wenn auch nicht gerade zu loben, doch zu entschuldigen."

„Aber ich bemerkte hier nichts, was einer heidnischen Feier auch nur irgend ähnlich gesehen hätte," sagte Berchta, „nur harmlose Fröhlichkeit schien sie hier zusammengeführt zu haben."

„Und bei dieser harmlosen Fröhlichkeit," erwiderte Fremar düster, „opfern sie zuweilen ein menschliches Wesen ihren Truggebilden eines Gottes und vertheilen nachher das Fleisch desselben, um es zu verzehren."

„Aber doch nicht auf dieser Insel!" rief Berchta entsetzt.

„Sie haben es auf allen getrieben und treiben es noch," lautete die Antwort, „ja, so

schwer ist dieser furchtbare Gebrauch auszurotten, daß einzelne verstockte Wilde selbst da, wo der ganze Stamm schon den wahren Glauben angenommen hatte, noch heimlich diesem scheußlichen Gelüst nachhingen und es im Verborgenen trieben."

„Aber die Leute sehen so freundlich und gut aus — sie sind uns von allen Seiten so herzlich entgegengekommen."

„Ich hoffe auch, daß es uns mit Gottes Hilfe gelingen wird, sie von ihren Irrthümern zu überzeugen, aber wir müssen ernst und streng dabei zu Werke gehen und das Uebel gleich von vornherein mit der Wurzel auszurotten versuchen, oder das Werk mißlingt."

„Mit Ernst und Strenge?" sagte die junge Frau zweifelnd, „o, ich glaube weit eher, daß es mit Liebe und Milde zu erreichen ist; — und wie wollen wir sie zwingen?"

„Durch ihren König," erwiderte der Missionär. „Vertraue mir da, Bertha, denn wir haben darin viele Erfahrungen gesammelt. So wie nur erst einmal der Häuptling des Stammes für den wahren Glauben gewonnen ist, dann folgen seine Unterthanen, wenn auch manchmal langsam, doch sicher nach. Ja, sie werden durch die Uebermacht gezwungen, wenn sie nicht gutwillig wollen."

„Aber läßt sich ein Glaube aufzwingen, Fremar?" sagte Berchta weich, denn der Gedanke erfüllte sie mit einer ihr selber noch unerklärlichen Angst; „muß er nicht aus reiner, innerer Ueberzeugung wachsen, um all' den Segen zu verbreiten, den er soll?"

„Bei civilisirten Menschen vielleicht ja, liebes Kind," sagte der Missionär, „bei diesen wilden Nationen nicht, und Thatsachen sprechen da für uns nach allen Richtungen. Sieh z. B. Tahiti, die Königin der Südsee, wie wir sie wohl mit Recht nennen können und wie sie auch von vielen Schriftstellern genannt wird, — dort findest Du keinen einzigen Heiden mehr; die falschen Götzen sind verbrannt und vernichtet, und der wahre Glaube — wenn jetzt auch durch falsche Secten beunruhigt — herrscht überall. Aber nicht durch Ueberzeugung wurde er eingepflanzt, nein, Pomare der Erste, ein wackerer König, der sich unserem Glauben zuneigte und deshalb von der Insel vertrieben wurde, sammelte seine nach und nach ebenfalls bekehrten Anhänger auf einer der Nachbarinseln, setzte mit etwa achttausend Mann nach Tahiti über, eroberte sein Reich mit gewaffneter Hand und brachte dadurch dem Christen-

thum den Sieg. Viele solche Beispiele könnte ich Dir noch erzählen."

„Und all' das Blut, das deshalb vergossen wurde?" flüsterte Berchta.

„Es floß zur Ehre des Höchsten," sagte Fremar ernst, „und seine Hand selber lenkte den Sieg der Waffen zu Seinem Ruhm."

Noch während sie sprachen, waren sie fast unwillkürlich auf den Felsenvorsprung hinausgetreten, der hier etwa dreißig Fuß hoch, aber steil die See überragte und einen wunderbaren Blick in das Freie gestattete. Drei mächtige Cocospalmen standen dort, und in ihren gefiederten Wipfeln rauschte und flüsterte die Brise, während eine kleine Gruppe hochstämmiger Orangenbäume mit ihrem dichten Laub selbst mitten am Tage vollen Schatten gab, ohne jedoch die Aussicht nach der See hinaus auch nur im geringsten zu beengen.

Dort draußen lag kein Mondlicht auf dem glatten Spiegel, nur die Sterne warfen ihren matten Schimmer nieder, aber dafür leuchtete die Brandung in ihrem merkwürdigen phosphorescirenden Gluthenschein in ewiger Bewegung und anscheinend funkensprühend, wie sie sich überstürzte, während man rechts hinab aus eini=

gen der halb in den Büschen versteckten Hütten den matten Flimmer einer Fackel oder eines dort in der Mitte der Bambuswohnung noch angezündeten Feuers erkennen konnte.

Es war ein Bild des stillen Friedens und wunderbarer großartiger Pracht zugleich, und als die beiden jungen Leute dort hinausgetreten waren und Jeder, in seine Gedanken vertieft, die Scene überschaute, fühlte Berchta, wie Thränen der Rührung ihre Wangen netzten.

„O, wie schön — wie schön diese Welt ist,“ sagte sie leise, „und Gott wird sicher nicht wollen, daß wir hierher gekommen sind, um Krieg und Blutvergießen über dies Land zu bringen. Es wäre fürchterlich,“ setzte sie innerlich schaudernd und kaum hörbar hinzu.

„Gottes Wille geschehe in jeder Weise,“ erwiderte aber ernst der Missionär. „Seine Wege sind wunderbar, aber er führt Alles herrlich hinaus. Vertraue auf ihn, Bertha — er wird Alles zum Besten lenken, wenn wir arme Sterbliche auch manchmal die Fäden nicht erkennen können, an denen diese irrige Welt regiert und geleitet wird.“

„Aber sind das auch seine Wege, Fremar, wenn sie mit Blut getränkt werden?“ fragte die

junge Frau. „Ueberreden wir uns nicht manchmal selber, daß wir nur nach seinen Geboten handeln, und folgen dabei allein unseren menschlichen — und deshalb irrigen Ansichten?"

„Nein, mein Herz," sagte der Missionär freundlich, indem er leise seinen Arm um sie legte und sie an sich zog, „sorge Dich deshalb nicht. Es fällt kein Sperling vom Dache ohne Seinen Willen, und ich habe deshalb auch die feste Hoffnung, daß wir siegreich aus diesem Kampf hervorgehen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Würde uns denn Ramara freiwillig hierher gerufen haben, wenn er nicht selber die Leere fühlte, die das Heidenthum in seiner Brust gelassen?"

„O, wenn Du Recht hättest," seufzte Berchta, indem sie ihr Haupt an seine Schulter lehnte, „wie dankbar wollte ich Gott dafür sein und die Stunde segnen, die mich aus dem Vaterhause rief, um einem höheren Zweck zu dienen."

„Ich habe Recht, mein süßes Kind," erwiderte freundlich ihr Gatte, „vertraue nur ganz mir und meiner Erfahrung in solchen Verhältnissen. Denke Dir nur, daß ich schon zehn volle Jahre diesem Werk der Bekehrung gewidmet und sehr interessante Erfolge darin beob=

achtet habe. Wir selber sind dabei ja auch nur die Werkzeuge des Herrn, die er benützt, um seine Zwecke zu erreichen. Erweisen wir uns dieses schönen Berufs würdig! wir gehen einem herrlichen Lohn dafür entgegen."

„Und wann beginnst Du mit Deiner Lehre?"

„Sobald wir unsere Sachen vollständig geordnet und unsere Geschenke für Ramara Toa herausgesucht haben," sagte der Missionär, „denn diese wilden Häuptlinge verlangen von jedem Fremden, dem sie den Aufenthalt auf ihrer Insel gestatten, eine Art Tribut, den man nicht gut umgehen kann, ohne sie zu erzürnen oder wenigstens verdrießlich zu machen."

„Und vertheilen wir nicht alle die Waaren und Geschenke unter sie, die wir mit von Deutschland gebracht haben, und die dort für sie gesammelt wurden?"

„Doch nicht für sie direct?" lächelte ihr Gatte, „sondern nur für die Mission — auch indirect für sie. Wovon sollten wir hier leben und existiren, wenn wir nicht Gegenstände hätten, die wir für Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisse eintauschen könnten? Glaubst Du, daß diese Indianer noch so unschuldsvoll in den Tag hineinträumen, um nicht den Werth ihrer Pro-

ducte zu kennen — wenigstens den Werth, den sie für sie hier haben? Wir zahlen ihnen immer noch wenig genug dafür, aber zahlen müssen wir, oder sie verweigern uns am Ende das, was wir zum Leben nothwendig brauchen: die Nahrung."

„Und sind wir nicht im Stande hier unsern Acker selber zu bestellen?" fragte Berchta, „o, ich will ja so gern arbeiten, und das Land ist so reich und fruchtbar. Claus kann ebenfalls helfen, und mit wie wenig Mühe wird sich hier was wir brauchen, ziehen lassen, denn Gott hat ja das Land so voll gesegnet."

„Nein, mein Kind," sagte aber ihr Gatte lächelnd, indem er ihre Stirn küßte, „das geht doch nicht so leicht, als Du möglicherweise denkst, und wenn die Arbeit auch hier nicht gerade an und für sich schwer wäre, die heiße Sonne macht sie so. Außerdem sollen wir hier nicht mit den Händen, sondern mit dem Geist an's Werk gehen, und wenn wir die Indianer in alle dem unterrichten, was ihnen den Weg zu einem ewigen Leben bahnt, so können wir dafür auch wohl von ihnen verlangen, daß sie uns dann und wann einen Handreich thun, der nicht so

viel ihrer doch werthlosen Zeit in Anspruch nimmt.“

„Sie sollen für uns arbeiten?“ sagte Berchta kopfschüttelnd; „sie arbeiten nicht einmal für sich selber, denn Alles was sie brauchen, wächst ihnen ja zu. Sie werden es schwerlich thun.“

„Ueberlaß das der Zeit, mein Herz,“ sagte Fremar, „aber komm jetzt in das Haus; der Abendthau wird selbst unter dem dichten Laub dieser Bäume bemerkbar — und sieh nur, wie weit sich das südliche Kreuz schon nach Westen gedreht hat; es muß recht spät geworden sein, und wir haben uns hier schon zu lange aufgehalten, — komm, Bertha“ — und seinen Arm um sie haltend, führte er sie langsam der eigenen Wohnung zu.

Nicht weit davon und ohne von den Beiden bemerkt zu sein, hatte sich Claus unter einem Baum, dicht am Rand des Felsens gelagert, rauchte aus seiner kurzen Pfeife und hing seinen eigenen Gedanken nach. Der alte Jäger besaß auch — wie sich leider nicht leugnen läßt — nur sehr wenig religiösen Sinn, soweit sich dieser nämlich auf äußere Formen bezog, denn in das Herz kann man keinem Menschen sehen,

und als er so langsam den Pfälzer Knasterdampf in die tropische Luft hineinblies, brummte er, wie nur die beiden Gatten den Platz verlassen hatten:

„Bin doch neugierig wie lange die Geschichte hier dauern wird. Hol' mich der — hätte bald 'was gesagt — ob mir nicht das Ganze manchmal wie ein so tolles Märchen vorkommt, das die alte Liese in Rothenkirchen zuweilen, wenn sie in guter Laune war, den Leuten erzählte. Den halbnackten Schwarm von braunen Heiden sollen wir hier zu Christen machen und taufen, wobei sie mich vielleicht noch gar als Küster anstellen, denn ich weiß nicht, wer es sonst besorgen sollte. Und Gevatter werde ich wohl bei der ganzen Bande stehen müssen. Das wird ein Vergnügen werden! Jemine, Jemine!"

Wieder lag er eine Weile, schaute auf die gluthschäumende Brandung hinaus und sog den würzigen Duft ein, der von den Orangenbäumen zu ihm niedersank.

„Hübsch ist's hier, das läßt sich nicht leugnen," fuhr er endlich fort, „wie das gut riecht, und wie prächtig das Wasser da draußen aussieht, und in den Bergen soll's ja auch wilde Schweine und Rinder geben, daß Einem die

alte Büchse nicht einrostet. Aber das arme gnädige Fräulein, ob die sich hier glücklich fühlen wird, — und der alte Baron daheim, wie einsam und verlassen der jetzt auf dem Schölfenstein sitzt, — nicht einmal mich hat er mehr. Na, mir kann's recht sein; aber im Leben hätte ich nicht gedacht, daß das gnädige Fräulein noch eine Frau Pastorin werden sollte — und ich hier Küster mit keinem Glas Bier bei der Hitze. — Ach — hol's der Henker." Und seine Mütze auf's Ohr rückend, wanderte er langsam vom Felsenvorsprung ab seiner eigenen Hütte wieder zu.

10.
Ramara Toa.

Am nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch suchte Berchta schon den Bergbach auf, der nach dem Palmenhain hinabsprang. Dort badete sie in der klaren Fluth, ordnete ihr reiches Haar und kehrte dann nach dem Felsenvorsprung zurück, der die See überschaute, und wo jetzt die Brise kühlend und erfrischend vorüberstrich.

„O mein Gott, wie ist doch Deine Welt so schön," rang sich aber unwillkürlich aus ihrer Brust, als ihr Blick auf das blaue Meer und den weiten Horizont fiel, der nur etwas mehr nach rechts durch eine kleine, dicht mit Palmen bewachsene und etwa sechs englische Meilen abliegende Insel unterbrochen wurde. Und wahrlich, sie hatte Ursache zu dem Ausruf. Noch

war die Sonnenscheibe nicht sichtbar, aber die in den wunderbarsten Tinten schwimmenden Wolken, die ihren Rosenschein auf der Fluth widerspiegelten, verriethen ihr Nahen. Und wie das da unten in dem stillen Binnenwasser der Riffe schon lebte und schaffte.

Ganze Schwärme von Kindern und Erwachsenen badeten in dem hellklaren Wasser und schwammen, sich neckend und spielend, herüber und hinüber. Draußen schaukelten Canoes im Binnenmeer, um Fische für das Frühstück zu fangen, und andere kreuzten draußen außerhalb der Riffe, mit den hellen Segeln und den Perlmutter-Fischhaken hinterherschleifend, auf und ab, um den muntern Bonito zu bethören, der das Perlmutterstück für einen fliegenden Fisch hält und gierig danach schnappt.

Und jetzt stieg die Sonne plötzlich, in wirklich überraschender Schnelle aus dem Horizont empor, und im Nu erbleichten die Farben der Wolken; dafür aber blitzte die See in tausend und aber tausend Lichtern, und die Brandung, unermüdet in ihrem Ansturm gegen die Riffe seit Jahrtausenden, funkelte wie in Myriaden Perlen. Und wie merkwürdig stach dabei die Farbe des Wassers hüben und drüben von den

Riffen ab. In der Binnensee glänzte sie wie Smaragden in einem wunderbaren Hellgrün, durch den seichten Korallenboden hervorgerufen, und unmittelbar auf der andern Seite der Brandung zeigte die See ein prachtvolles tiefblaues Colorit. Unmittelbar hinter den Riffen senkte sich aber auch der Grund Hunderte von Faden tief ab, so daß die längste Ankerkette ihn nicht mehr erreicht hätte. Es ist das eben der wunderbare Bau der Korallen, die um alle diese Inseln her steil aus unergründlicher Tiefe zur Oberfläche emporsteigen, aber nur so weit im Stande sind zu wachsen, als sie von der Fluth bespült werden können. Wohin die Fluth nicht mehr reicht, bringt auch keine Koralle.

Und diese wundervolle Vegetation um sie her, die königlichen Palmen, die duftenden Orangenbäume, die Thaupracht, die mit ihren schillernden Lichtern auf dem Ganzen lag — es war bewältigend, und Berchta sank, ihr Antlitz dem Meere zugewendet, auf ihre Kniee nieder und betete still und brünstig.

Dort fand sie ihr etwas später aufgestandener Gatte noch, und auch er glaubte keinen passenderen Platz zu kennen, das Morgengebet an den Höchsten zu richten, als gerade hier. Auf-

recht auf dem Steindamm, von dem jetzt hellen Licht der Sonne beschienen, stand er dort und betete laut, sein Antlitz dem blauen, klaren Himmel zugewendet — aber das Gebet kam in abgerundeter und fester Form aus dem Geiste — nicht aus dem Herzen. Es waren Worte, warm und gläubig zwar, wie wir sie oft in Kirchen hören, mit einem tiefen Sinn und voll reiner Religiosität, aber es fehlte ihnen Eins — die Seele — es war ein Pathos im Gebet, aber kein Herz, und wie tief ergriffen sich Berchta vorher von ihrer stillen, lautlosen Andacht gefühlt, bei der sie kaum die Lippen bewegt — jetzt blieb sie kalt. Sie hörte die Worte, aber sie fanden keinen Widerhall in ihrem Innern; denn es war weniger das Gebet eines Kindes, das sich vertrauensvoll an seinen Vater wendet, als die Selbstanklage eines Sünders, der nur dadurch das Mitleid und die Gnade des Allmächtigen auf sich herabzuziehen sucht, daß er seinen eigenen Unwerth dieser Gnade schildert und hervorhebt. Und das Gebet dauerte lange — so lange, daß Berchta, ihr Haupt an eine Palme gelehnt, die Worte wohl noch hörte, aber nicht mehr verstand; denn ihre Gedanken waren zurückgeflogen zur Heimath, zu der stillen

Einsamkeit des Vaters — zu dem Grabe der Mutter.

Endlich schloß er mit einem lauten Amen, und Berchta schrak aus ihren Träumen empor.

Mit dem Gebet hatte Fremar aber auch der nöthigen Form genügt und konnte seinen Geist jetzt wieder zu dem Irdischen, zuerst dem Frühstück und dann der häuslichen Arbeit zuwenden.

Das Frühstück war bald verzehrt. Einer der Eingeborenen, die sie aus Laua herübergeführt, hatte seine Frau mitgebracht, die ihnen die kleine Wirthschaft besorgte, und frugal genug war das Mahl, denn es bestand aus etwas Cocosnußmilch, gerösteter Brotfrucht und einigen gebackenen Fischen, die eben in den Binnenriffen gefangen worden. Dann begann die Arbeit des Auspackens, und Berchta selber drängte dazu, da sie die Zeit nicht erwarten konnte, wo sie ihr ernsteres Werk, das sie hierhergeführt, in Angriff nahmen.

Uebrigens beschloß Fremar, um der Habgier der Wilden keinen Vorschub zu leisten, nicht etwa Alles auszupacken, was sie für den Verkehr mit hierhergebracht, sondern vielmehr das Meiste in den Kisten zu lassen, die dann zugleich

als unteres Regal benützt werden konnten, um die übrigen Waaren darauf auszulegen.

Claus indessen, immer jedoch die Pfeife im Munde, beschäftigte sich damit, Berchta's mitgebrachte Koffer auszuleeren, und er war gerade dabei, eine kleine, diesen beigegebene Kiste aufzuschlagen, als Ramara Toa, der Häuptling und König, zu ihnen in die Thür trat und, anscheinend sehr befriedigt, zu so passender Zeit erschienen zu sein, auf der Schwelle stehen blieb.

„Ah, ah, ah!" sagte er, vergnügt dabei mit dem Kopfe nickend, „das ist recht, Mitonare, daß Du so fleißig bei der Arbeit bist. Du hast viel mitgebracht, sehr viel, und die Bewohner von Motua werden Dir viel Gnatu und Früchte bringen müssen, um Dich zu befriedigen."

„Ich habe die Sachen mitgebracht, Ramara Toa," erwiderte der Missionär, „weniger um Handel damit zu treiben, als um Dir und Deinem Volk zu zeigen, wie kunstfertig christliche Nationen sind, und wie leicht Dein Volk selber erlernen kann, derartige, jetzt für Euch kostbare Dinge anzufertigen."

„Und gar nichts zu Geschenken, Mitonare?"

„Du darfst mich nicht falsch verstehen. Auch zu Geschenken sind noch Sachen dabei, wenig-

stens für Dich und die Häuptlinge; aber das Größte, was ich Euch bringe, ist der wahre Glaube."

Namara Toa, der indessen die verschiedenen Dinge betrachtet hatte, wendete sich rasch nach ihm um und sah ihn mit einem Gesicht an, als ob er nicht recht wisse, wie er die letzte Aeußerung nehmen solle, im Scherz oder Ernst. Der schwarzgekleidete bleiche Mann sah aber nicht gerade aus, als ob er Scherz treibe, und mit einem eigenen drolligen Zug um den Mund meinte Namara Toa endlich:

„Hm, ja — das ist recht gut — davon reden wir nachher — aber mit dem, was Du den wahren Glauben nennst, kann man sich nicht kleiden, auch keine Pfeife davon rauchen oder einen Baum fällen. Wir brauchen hier Zeug, Aexte und Tabak und — Gewehre! Ha!" unterbrach er sich selber, als Claus seine Kiste gerade geöffnet hatte und jetzt ein paar Gewehre zum Vorschein brachte, „das ist recht! Das ist gut — sehr gut — Gewehre brauchen wir, und Pulver auch dazu, und Kugeln, denn unsere Feinde sind mächtig, und wenn wir den wahren Glauben haben, werden sie über uns herfallen und uns von der Erde vertilgen wollen."

„Gewehre? — In der That!“ sagte Fremar, der sich selber erstaunt danach umgedreht hatte. „Ei, Bertha,“ lächelte er dann halb verlegen, „Du hast ja ein ganzes Arsenal von Waffen mitgebracht. Bist Du hierher gekommen, um den Eingeborenen den Krieg anzukündigen?“

„Nein,“ sagte Berchta freundlich, „es sind unsere Jagdgewehre von daheim, die Claus mit eingepackt. Ich selber hatte aber keine Ahnung, daß er sie alle mitnehmen würde.“

„Unsere Jagdgewehre?“ sagte Fremar, und Berchta fühlte, wie sie bis in den Nacken hinein erröthete.

„Allerdings,“ erwiderte sie leise, „mein Vater ist noch ein Kind der alten Zeit, fromm und gottesfürchtig, aber auch den ritterlichen Sitten und Gebräuchen streng ergeben. Ich mußte ihn deshalb auch, da er keinen Sohn hatte, oft zu Pferde und manchmal sogar auf die Jagd begleiten, so daß ich reiten und schießen lernte.“

Fremar schien mit dieser Erklärung nicht ganz einverstanden. Die Erziehung, die er selber in einem der Missionsinstitute genossen, hatte ihm nie Zeit zu solchen Allotrien gelassen, da diese würdiger mit Gebet und stillen Betrachtungen ausgefüllt werden konnte. Er wagte aber

doch nicht, etwas dagegen zu sagen, und überhaupt erforderte Ramara Toa's Gegenwart augenblicklich seine ganze Aufmerksamkeit, da dieser würdige Häuptling überall umhersuchte und sich Fremar keineswegs sicher fühlte, daß er vollkommen ehrlich sei.

Ramara Toa schien aber in der That keine unredlichen Absichten zu haben, wenn die Verführung dazu hier auch vielleicht stark gewesen wäre. Immer kehrte er nur wieder zu den Gewehren zurück und fragte, ob sie nicht mehr davon hätten, damit er seine ganze Leibgarde damit bewaffnen könne.

„Aber Ramara Toa" sagte Fremar, „wir sind nicht hierhergekommen, um Euch die Mittel zu bringen, Menschenblut zu vergießen, sondern im Gegentheil, um Euch die Künste des Friedens zu lehren. Unser Glaube ist ein Glaube des Friedens und der Liebe, und nicht Haß soll er säen, der nur Tod erntet."

„Ja, das ist Alles recht schön," sagte der Häuptling, „wenn wir aber Christen werden und Frieden haben wollen, und Matangi Ao will Krieg, und kommt herüber und erschlägt unsere jungen Leute und schleppt unsere Frauen

fort, sollen wir dann ruhig zusehen und es dulden?"

„Wer ist Matangi Ao?"

„Wer Matangi Ao ist?" sagte Ramara Toa, „ein Häuptling von der andern Seite. Hat viel Land und viele Krieger, aber keine Gewehre und kein Pulver."

„Und so bist Du nicht König der ganzen Insel?" fragte der Missionär.

„Gewiß bin ich es!" rief Ramara Toa, sich hoch emporrichtend und mit Würde. „Und wer mir nicht gehorcht, den werde ich züchtigen, denn mir gehört der Boden, soweit ihn das Riff umschließt. Matangi Ao mag sich wehren, wenn ich zu ihm über die Berge steige!"

„So hat er sich empört?" fragte Berchta besorgt, denn nicht mit Unrecht fürchtete sie, daß Ramara nur die Waffen zu haben wünsche, um Feindseligkeiten mit dem andern Theil der Insel zu beginnen.

„Empören? Bah!" lachte der Häuptling verächtlich. „Er sollte es wagen seine Krieger zusammenzurufen! Ramara Toa ist ein großer König, und wenn sein Kriegsgong tönt, strömen die jungen Leute von allen Seiten herbei. Matangi Ao — so viel für ihn!" und er schlug

sich verächtlich mit der flachen Hand auf die Hüfte.

„Dann erlaubst Du mir vielleicht, Ramara Toa," sagte da der Missionär freundlich, „Dir die Geschenke vorzulegen, die wir für Dich mitgebracht?"

Der König stieß einen eigenthümlichen Gaumenlaut aus, der seine Zufriedenheit bezeugen sollte, und schien auch völlig bereit, dem Fremden diese Gefälligkeit im Augenblick zu erweisen. Fremar aber, der wohl wußte daß ihr ganzer Erfolg auf der Insel nur von dem guten Willen dieses Einen Mannes abhing, war klug genug, sich denselben nicht zu billig erkaufen zu wollen, und zeigte sich bei der jetzigen Austheilung außerordentlich freigebig.

Vor allen Dingen legte er ihm ein halbes Stück echt rothgefärbten Kattun hin, ein anderes ähnliches Stück mit gelben Streifen, ein halbes Dutzend Beile, einen kleinen Sack voll Nägel, Glasperlen und als Hauptzierde vor Allem eine feuerrothe, allerdings schon etwas abgetragene Uniform mit gelben Knöpfen, die aber Ramara Toa in Entzücken versetzte. Leider war sie ihm in den Schultern etwas zu eng; er konnte sie nicht zuknöpfen, und Berchta, die lächelnd seine

Freude über das doch eigentlich werthlose Stück gesehen, erbot sich selber, sie ihm passend zu machen, was freilich nur dadurch möglich wurde, daß man die Rücknaht auftrennte und einen Streifen rothen Baumwollzeugs dazwischensetzte. Er ließ ihr auch in der That keine Ruhe, bis sie gleich damit begann, denn er wollte noch heute, bei der Ava-Partie, darin erscheinen.

Fremar hatte indessen noch einige Messer und andere Kleinigkeiten ausgepackt, das Beste aber doch bis zuletzt aufgehoben, und Ramara Toa schien sich auch die ganze Zeit danach umzusehen. Endlich zog der Missionär eine kleine lange Kiste hervor, und des Indianers Augen leuchteten, denn er ahnte was sie enthielt.

„Ramara Toa,“ sagte da Fremar, „wie wir gehört haben, giebt es viele wilde Schweine und Rinder, auch wilde Ziegen im Innern Eurer Insel, und Eure Bogen und Pfeile sind nicht kräftig genug, um sie zu erlegen. Ich habe Dir deshalb auch einige Gewehre mitgebracht, aber nicht, um Krieg damit gegen Deine Brüder zu führen,“ setzte er ernst hinzu, „wie Du mir auch versprechen mußt, daß Du nie von mir verlangen willst, Theil an etwa ausbrechenden Streitigkeiten zu nehmen. Ich bin nur hierher zu Euch

gekommen, um in Frieden zu wirken und zu lehren, nicht um Haß und Zwietracht unter Euch zu fördern, und würde nie die Hand gegen irgend einen Eingeborenen der Insel anders aufheben, als um ihn zu segnen."

„Das ist gut," nickte der Häuptling freundlich, während sein Blick aber fortwährend an der Kiste hing, die Claus jetzt öffnete; „Du sollst auch nicht gezwungen werden mit uns zu kämpfen — wir haben junge Männer genug. Aber Du sollst uns lehren die Gewehre zu gebrauchen und damit zu schießen."

„Ja, soweit es Eure Jagd betrifft," erwiderte Fremar ruhig, „denn zu keinem andern Zweck sind sie mit hergekommen."

„Es ist gut — es ist gut," rief Ramara ungeduldig, „weshalb macht der alte Mann so lange, bis er die Kiste aufbekommt?"

„Na, Du wirst's erwarten können," brummte Claus, der allerdings die Worte nicht verstand, aber doch wohl aus der ungeduldigen Bewegung des Indianers den Sinn derselben errieth. Jetzt hatte er aber auch den letzten Nagel gehoben, und den Deckel emporlüftend, zeigten sich dem entzückten Wilden sechs noch in Stroh eingeschlagene Gewehre, die er selber hastig aus der Kiste

nahm. Für einen Moment fesselte aber das Stroh seine Aufmerksamkeit, denn etwas Aehnliches hatte er wahrscheinlich noch nie gesehen, und er schüttelte lächelnd den Kopf über die lange, gelbe und dünne Pflanze, aber die Waffen interessirten ihn doch mehr, und das Stroh abwerfend, hielt er gleich darauf die eine prüfend in der Hand.

Claus nahm indessen die anderen heraus und stellte sie an den schon gleich am ersten Tage errichteten Ladentisch, und Ramara Toa konnte sich nicht satt an ihnen sehen.

„Das ist gut — das ist sehr gut!“ rief er in einem fort, „ich bin zufrieden — ich bin recht zufrieden, und Du magst jetzt zu uns herunterkommen und mit den Bewohnern der Küste und des inneren Landes reden. Sie sollen Deinen Glauben annehmen und Frieden halten. Ramara Toa ist ein großer Häuptling; er wird über die ganze Insel regieren.“

Damit trat er vor die Thür der Hütte hinaus und ließ einen gellenden Ruf durch die hohle Hand ertönen, der augenblicklich unten vom Strand her beantwortet wurde. Es dauerte auch nicht lange, so eilten etwa sechs oder acht junge Bursche herbei, denen Ramara Toa mit augen=

scheinlicher Befriedigung die eben erhaltenen Geschenke übergab, damit sie hinunter in seine eigene Wohnung und damit in Sicherheit gebracht würden. Dann fiel ihm ein, daß er ja noch kein Pulver und keine Kugeln für seine Waffen hatte, und Fremar übergab ihm noch ein kleines Fäßchen des ersteren wie einen Beutel mit den letzteren, über deren Schwere der Häuptling nicht wenig erstaunt war. Der Missionär ermahnte ihn aber auch dabei, das Pulver ebenso wohl vor Nässe, wie besonders vor Feuer zu bewahren, und machte ihn auf die furchtbare Zerstörungskraft aufmerksam, die das Pulver habe. Ramara Toa schien es aber schon zu kennen — er hatte einmal vor langen Jahren von einem Wallfischfänger davon bekommen und damals allerdings Unglück damit gehabt. Es explodirte und tödtete drei in der Nähe befindliche Insulaner.

„Ich weiß es, ein böser Gott sitzt darin," sagte er, „und wenn er Feuer sieht, wird er böse, springt heraus und tödtet Alles, was er erreichen kann."

Fremar wollte ihm etwas darauf erwidern. Ramara Toa konnte aber die Zeit nicht erwarten, daß er zu seinen Frauen kam, um sich mit

ihnen über die erhaltenen Geschenke zu freuen, und dem Missionär nur noch zurufend, hinabzukommen, sobald er die Gongs höre, die zum Avafest riefen, eilte er, so rasch er konnte, seiner eigenen Heimath zu.

Was ein solches Avafest bedeutet, wußte Fremar aber gut genug, und kannte auch die nach europäischen Begriffen wenigstens ekelhafte Bereitung dieses berauschenden Getränkes. Die zu dem Zweck nämlich überall auf den Inseln gezogene Avawurzel, auf manchen auch Cava genannt, wird erst von jungen Leuten sorgfältig gekaut, dann in einen gemeinschaftlichen Trog gespuckt, danach mit Wasser übergossen und der Gährung überlassen, wonach es in kurzer Zeit trinkbar ist.

Allerdings verwendet man zu dem Kauen nur Leute mit gesunden Zähnen, diese dabei beobachtete Reinlichkeit ist aber doch zu geringfügiger Art, um als eine wesentliche Verbesserung gelten zu können, und das macht es für den Fremden noch peinlicher, daß er sich, wenn allein in einem solchen Stamme, dem Genusse desselben nicht entziehen kann, ohne den Häuptling auf das gröblichste zu beleidigen, ja er muß sogar die Einladung zu solchem Gelage noch als eine besondere

Ehre betrachten. Nur fremde Missionäre sind davon befreit, sobald sie eben sagen, daß ihnen ihr Gott den Genuß der Avawurzel verbietet; dann kann es als keine Beleidigung des Häuptlings mehr angesehen werden, und man bedauert höchstens die armen Menschen, denen ein so kostbares, oft heilig gehaltenes Getränk tabu oder verboten ist.

Fremar aber beschloß diese Gelegenheit zu benutzen — denn er wußte, daß er bei einem Avafeste alle angesehenen Häuptlinge und einflußreichen Männer des Districtes zusammenfand — um zuerst zu ihnen von dem wahren Gott zu sprechen. Er wußte sich ja des guten Willens des Königs selber sicher, und leicht fanden die Worte dann auch noch Eingang in ein anderes Herz.

Berchta begleitete ihn, während es Claus vorzog, oben in der Hütte zu bleiben und auf die vielen, noch nicht geordneten Sachen zu achten, die überall zerstreut umherlagen. Schlösser und Riegel gab es überhaupt nicht an den leicht gebauten und überall durchsichtigen Bambushäusern, und er hatte eine keineswegs so günstige Meinung von den Eingeborenen, um ihnen nicht zuzutrauen, daß sie eine so gute Gelegenheit be-

nutzen würden. Blieb er aber oben, dann wußte er gewiß, daß sich Keiner von ihnen getrauen würde, in diebischer Absicht dort hinaufzukommen, und seine Pfeife konnte er dort genau so gut rauchen wie unten, ja vielleicht noch viel besser, wo die braunen Schufte doch nur eine Masse von Kauderwelsch durcheinander plapperten, dem er weder Sinn noch Bedeutung abzugewinnen im Stande war.

Unten am Strand waren in der That Hunderte von Menschen versammelt, und zwar wieder vor der Wohnung Ramara's. Aber an dem eigentlichen Avatrinken durften die Frauen nicht Theil nehmen, und die ganze Gesellschaft schien wirklich nur auf die Fremden gewartet zu haben, ehe sie mit der Ceremonie begannen. Das Avatrinken gehörte auch in der That mit zu ihren heidnischen Gebräuchen, oder wurde wenigstens damit vermischt. Ramara Toa, als ihm die erste Cocosschale voll des trüben Getränkes gereicht wurde, goß feierlich davon einen Theil auf die Erde neben sich und sagte, während ringsum tiefes Schweigen herrschte:

„Hier ist Ava für Euch, Ihr Götter! Seht freundlich auf uns herab, laßt uns gedeihen und gesund bleiben, laßt unsere Früchte wachsen und

gebt uns — Euren Kindern — Nahrung im Ueberfluß.

„Hier ist Ava für Euch, Ihr Kriegsgötter! Haltet unser Volk tapfer, daß unsere Feinde nicht wagen, ihm zu nahen!

„Hier ist Ava für Euch, Ihr Götter der See! Bleibet unserer Insel fern und richtet Euren Cours nach irgend einem andern Eiland.“

Jetzt erst reichten die Untergebenen, die dazu verwendet wurden, die Schale, die Ramara Toa zuerst auf Einen Zug geleert, weiter, aber genau in der Reihenfolge nach dem Rang der Häuptlinge, wie diese sich auch setzen mußten, und das Gebet war mit einer solchen Feierlichkeit und Andacht gesprochen, wie nur ein Tischgebet in einer christlichen Familie gesprochen werden konnte. Auf Berchta wenigstens machte es den nämlichen Eindruck, und fast befangen sah sie den Ernst der Männer, die so anscheinend fromm ein gewöhnliches Mahl begannen. Waren das wirklich Heiden, wenn sie auch den Namen des wahren Gottes noch nicht kannten?

Aber ihre Aufmerksamkeit wurde bald auf einen andern Gegenstand gelenkt, und zwar auf das Spiel der Kinder, die harmlos und glücklich am Strand ihrer jauchzenden Lust folgten, wäh-

rend die Mütter oder Schwestern mit irgend einer Arbeit in ihrer Nähe beschäftigt waren und ihre oft übermüthigen Spiele überwachten. Einzelne saßen am Wasserrand und scheuerten Cocosschalen glatt und dünn, daß sie in ihrer Farbe und Durchsichtigkeit fast Schildpatt täuschend ähnlich sahen, andere strickten Netze*) oder besserten zerrissene aus, und während der Zeit hetzte sich das junge Volk am Strand herum und lief mit den bloßen, aber allerdings schon hornharten Füßen über den scharfen und heißen Korallensand, als ob es ein weicher Rasenteppich gewesen wäre.

Sehr ängstlich schienen aber die Mütter trotz alledem bei den oft gefährlichen Spielen der kleinen lustigen Welt nicht zu sein, denn ein junger Bursch besonders, der vielleicht kaum zehn Jahre zählen mochte, schwang sich plötzlich auf eine ganz eigenthümliche Schaukel und setzte

*) Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß das Netzestricken, und zwar genau mit demselben Knoten, ja mit den nämlichen Instrumenten, über alle Theile der Erde verbreitet, in allen gekannt ist. Der australische Wilde wie der nordamerikanische Indianer, der Neger und Kaffer wie der Bewohner der Südsee-Inseln, der Kamtschadale und Eskimo wie der Malaye, der Europäer wie der Asiate, sie Alle kennen nur die Eine Art und Weise, ein Netz zu stricken.

sie keck in Bewegung. Diese Schaukel bestand aber in nichts Anderem, als einem aus Cocosbast gedrehten und allerdings ziemlich starken Seil, das unten um ein rundes Stück Holz geschlagen war, auf dem der Schaukelnde reiten konnte. Das Seil selber war oben im Wipfel einer dicht am Strand stehenden und über die Fluth hinausneigenden Cocospalme befestigt und hing gerade hinunter, so daß man es erst mit einem Haken heranholen mußte, um auf die Schaukel zu gelangen, dann gab sich der kleine Bursch einen Stoß und schwang hinaus, und als er zurück, bis zum Stamm der Palme kam, stieß er sich von diesem kräftig mit dem Fuß wieder ab, daß er weit zurück über das Wasser und die dort recht bösartig aufragenden Korallenblöcke schoß. Jedesmal aber, daß er zurückflog, bekam die Schaukel durch sein eigenes Gewicht auch mehr Gewalt, und Berchta hielt jetzt vor Angst den Athem an, denn es sah, wenn der kleine Bursche so gegen den Stamm zugeschleudert wurde, genau so aus, als ob er nun dagegen schmettern und elend zerschellen müsse. Der Knabe aber lachte und jubelte vor Lust, und selbst wenn er rückwärts angeschossen kam und Rettung nun unmöglich schien, warf

er sich plötzlich mit einem raschen Schwung herum und parirte den Stamm mit dem einen ausgestreckten Fuß so außerordentlich geschickt, daß er jedesmal, wenn auch dicht, doch ungefährdet daran vorüberglitt und im Zurückkommen dann der Schwingung noch neue Kraft durch einen frischen Stoß zu geben suchte.

„Und leidet Ihr das?" rief Berchta, wirklich in Todesangst, ein paar dicht daneben beschäftigte Frauen an, „wenn nun das Kind verunglückt?"

„Welches Kind?" fragten diese erstaunt und auch wohl etwas bestürzt zu ihr aufschauend, denn sie begriffen nicht gleich, von was die fremde Frau so ängstlich sprach.

„Der Knabe in der Schaukel," rief Berchta.

„Der große Junge?" lachten aber da die beiden Weiber, „der weiß darin Bescheid, und hält sich vom Stamm schon ab. Unsere Kleinen machen es ja genau so und kommen nie zu Schaden. Dem thut's nichts."

„Aber wenn das einfache Seil reißt," sagte die junge Frau, „ist er ja rettungslos verloren!"

„Bah, das reißt nicht," lachten aber die Insulanerinnen, „das ist fest und gut gedreht. Es müßte kein Junge sein, wenn er sich nicht

schaukeln wollte. Sie thun's Alle. Die Götter schützen sie."

„Die Götter schützen sie?" Wie vertrauensvoll die Frau das aussprach; wie fest sie auf die überirdische Hilfe baute und das junge, ihr doch gewiß so theure Leben in deren Obhut sicher glaubte!

Indessen hatte dort drüben vor der Wohnung des Königs das Avatrinken ernstlich begonnen, obgleich die Häuptlinge dem Getränk nur mäßig zusprachen. Es soll überhaupt weit weniger berauschen, als vielmehr, wenn dasselbe nicht in zu großer Menge genossen wird, eine dem Opium ähnliche Wirkung hervorbringen; eine Art von angenehmer geistiger Aufregung, der aber nicht jene körperliche Erschlaffung folgt, wie sie der Gebrauch des letzteren unfehlbar mit sich bringt.

Und kein lautes, zorniges Wort wurde dabei gesprochen; freundlich, ja selbst artig verkehrten Alle miteinander, bis sich plötzlich der Missionär von seinem Sitz erhob und in ruhigen, erzählenden Worten die Glaubenslehre der christlichen Religion vor ihnen auszulegen begann.

Niemand unterbrach ihn mit einer Silbe, Todtenstille herrschte in dem erst noch so leben-

digen Kreise, und selbst die Frauen, die bei dem Trinken ausgeschlossen sind, rückten langsam näher, um die Worte zu verstehen. Ja sogar die Kinder hörten mit Spielen auf, um zu erfahren, was der schwarze fremde Mann da spreche. Aber lange blieben sie nicht um ihn geschaart; verstanden sie doch den tiefen Sinn der Worte nicht und fühlten deshalb auch kein besonderes Interesse, um seinetwegen ihre Spiele zu unterbrechen.

Fremar sprach indessen mit voller Beredtsamkeit wohl zwei volle Stunden lang, nicht über den eigentlichen Kern der christlichen Religion, sondern mehr über die bilderreichen Sagen des Alten Testaments, über die Erstehung oder Erschaffung der Welt, über die Erzväter und die damit in Verbindung stehenden Wunder, bis er zur Geburt Christi kam und wieder hauptsächlich bei den damit in Verbindung stehenden Wundern weilte. Die Eingeborenen hörten ihm auch aufmerksam zu, denn er brachte viel Neues, und was er da sagte, harmonirte sogar in manchen Stücken mit alten Sagen, die sie selber hatten.

Aber die Avatrinker wurden zuletzt schläfrig; der monotone Klang von Fremar's Stimme mochte wohl ebenfalls dazu beitragen, sie in

Schlummer zu wiegen. Ramara Toa, in Folge seiner Beleibtheit, nickte zuerst ein, und da Fremar jetzt selber fühlte, daß er in dieser Stunde keinen weiteren Nutzen von seiner Rede erwarten konnte, brach er kurz ab, schritt zu seiner Frau hinüber, nahm sie an die Hand und stieg mit ihr zu ihrer eigenen Wohnung hinauf.

Das erste Samenkorn war jetzt ausgeworfen, und Fremar konnte nur beten, daß es auf günstigen Boden gefallen sei und seine Früchte tragen möge.

11.
Im Gnatu-Haus.

Am nächsten Morgen kam der König nicht zu der Wohnung des Missionärs hinauf, und als dieser endlich mit Berchta zum Strand hinunterstieg, um ihn dort aufzusuchen, hörte er von einem der zurückgebliebenen Diener, daß Ramara Toa heute Morgen mit einigen seiner Häuptlinge in die Berge gestiegen sei, um die neuen Gewehre zu versuchen und vielleicht ein wildes Rind, oder ein paar Schweine zu schießen. Die Königin aber wäre hinüber in das Hupai-Thal, zu dem Gnatu-Haus gegangen und dort mit ihren Frauen an der Arbeit, wenn es der Mitonare wünsche, wolle er ihn dort hinüberführen. Es sei nicht weit, und sie fänden da alle Frauen der Nachbarschaft versammelt.

Berchta, deren Gatte ihr mit wenig Worten erklärte, was das Gnatu-Haus bedeute — ein offener Schuppen nämlich, in welchem das von den Eingeborenen benützte Zeug bereitet werde — wünschte natürlich, das mit anzusehen, und Fremar war gern erbötig sie hinüberzuführen; bot sich da ja auch vielleicht eine passende Gelegenheit, zu den Frauen zu sprechen. Er wußte recht gut aus Erfahrung, daß er schon halb gewonnenes Spiel hatte, wo er die Frauen auf seine Seite brachte.

Der Weg lag an dem kleinen Bergstrom hinauf, neben welchem sie gleich am ersten Morgen ihr Frühstück gehalten, und ein reizenderer Pfad hätte sich auf der Welt nicht denken lassen. So wie sie den Cocosnußhain verließen, unter dem ein wahrer Dämmerschatten herrschte, traten sie in den offenen Wald hinaus, der aber immer noch mächtige Bäume zeigte. Da stand die Lichtnuß mit ihrem prachtvoll grünen Laub — eine Art von Wallnußbaum mit auch ganz ähnlichen Früchten; da standen Mangos und Orangen, Hibiscusbäume und schlanke Kastanien mit ihrer silbergrauen, so wunderlich geformten und zu Brettern auslaufenden Rinde, und dazwischen

wilde Bananen, die sogenannte Fé*) mit jungen Palmenschößlingen, die sich überall aus dem Boden drängten.

Und wie hoch und üppig das Gras dazwischen wuchs, und wie der Bergbach so munter durch die felsigen Ufer rauschte und über die braunen Kiesel wild hinübersprang, und was für prachtvolle Blumen an seinen Ufern blühten! Bercha bog sich nieder zu ihnen, pflückte sich einige der schönsten und wollte sie, wie sie es sonst daheim gethan, in ihre Locken stecken, wobei sie dem vorüberrollenden, aber zu unsteten Bach ihr Bild nur für einen flüchtigen Moment abzulauschen suchte, als sie Fremar daran verhinderte.

„Was willst Du thun, Bertha?“

„Ich? Du siehst es ja,“ lächelte die junge Frau, „mich mit dem Schönsten schmücken, was

*) Die Fé oder wilde Banane kommt nicht allein auf den Südsee=Inseln, sondern auch im ostindischen Archipel vor: fruchttragende Pflanzen sind aber nicht so häufig, und wo sie stehen, tragen sie ihre Fruchttraube, die aber natürlich viel kleiner ist, als die im flachen Lande angepflanzte, nicht herunterhängend wie dort, sondern hoch in die Höhe, weshalb auch auf einigen Inselgruppen die Sage geht, die wilde und die zahme Banane hätten einmal einen Kampf zusammen gehabt, aus welchem die wilde als Siegerin hervorging; deshalb trage sie ihre Frucht so hoch und stolz, während die zahme die ihre beschämt nach unten hängen lasse.

Gott dieser schönen Erde geschenkt — mit seinen Blumen — o, wie lieb sie sind."

„Aber das darfst Du nicht, Herz," sagte ihr Gatte ernst.

„Das darf ich nicht?" wiederholte erstaunt das junge Weib, „leidet es der König nicht, daß wir die Blumen pflücken, die ja zu Tausenden hier wachsen und unerschöpflich scheinen?"

„Der König wohl, mein Herz," sagte freundlich der Missionär, „er würde nichts dagegen haben und wenn Du den ganzen Wald plünderst, aber Du darfst als meine Frau kein böses Beispiel geben."

„Kein böses Beispiel? — Ich verstehe Dich nicht. Alle jungen Mädchen und Frauen tragen ja hier Blumen —"

„Eben deshalb, mein Kind," nickte der Missionär, „aber nur ihren Götzen zu Ehren schmücken sie sich so. Es ist ein heidnischer Tand, den sie ablegen müssen, sobald sie sich dem wahren Glauben zuwenden, und da wirst Du doch einsehen, daß Du allein sie nicht tragen kannst, wenn Du es auch reinen und unverdorbenen Herzens thätest."

„Fremar!" sagte Berchta erschreckt, „Du

willst dem fröhlichen, einfachen Volk doch nicht die Blumen als Sünde verbieten?"

„Die Blumen an sich sind keine Sünde, mein Herz," sagte der Missionär ruhig, „aber sie werden dazu, wenn wir sie mit jenen heidnischen Gebräuchen in Verbindung bringen, und daß wir Alles mit der Wurzel ausrotten müssen, was nur noch im geringsten an diese entsetzliche Zeit des Unglaubens erinnert, wirst Du mir doch gewiß zugeben, Bertha?"

„Aber die Blumen," sagte die junge Frau leise und wehmüthig, „ich kann noch nicht begreifen, daß etwas Sünde sein soll, was so lieb und gut ist und von Gott selber als schönste Zierde in die Welt gesetzt wurde. Hätte er sie denn wachsen lassen und ihnen diesen Duft, diese Farben verliehen, wenn er es für strafbar hielte, sich an ihnen zu erfreuen?"

„Auch ein goldenes Gefäß wird unrein, wenn man Gift hineingießt," sagte der Geistliche finster, „und Gift haben sie in den Duft und die Farbenpracht gegossen, als sie sich zu ihren heidnischen Tänzen damit schmückten, und sie entweiht, als sie den Altar scheußlicher Götzen zieren mußten."

Berchta hielt das Bouquet, das sie sich in

ihrer unschuldigen Freude gepflückt, in der gesenkten Hand und blickte still und starr darauf nieder. Sie erwiderte auf das, was ihr Gatte sagte, kein Wort, aber einzeln sanken ihr die Blüthen wieder aus den Fingern heraus und in's Gras zurück, und zwei große, helle Thränen folgten ihnen nach.

„Aber Bertha," sagte Mr. Fremar erstaunt, „bist Du denn nicht wie ein Kind, dem man die gepflückten Blumen wegnehmen will? Du weinst einer solchen Sache wegen?"

Berchta griff leise mit ihrer Hand nach der Wange, als ob sie sich selber überzeugen wolle, daß sie geweint habe, — sie hatte es gar nicht gefühlt — dann flüsterte sie:

„Ich weine nicht um die Blumen, Fremar — ich weine um einen schönen Traum, der mit ihnen dahinschwindet."

„Um einen Traum?"

„Laß es sein," bat sie, „nicht jetzt, nicht in dieser Stunde. Du hast auch vielleicht Recht, ich bin kindisch und will versuchen, daß ich mich bessern kann," setzte sie kaum hörbar hinzu und schritt langsam weiter durch den blühenden Wald. Aber die Blumen hatten für sie ihre Farbenpracht, ihren Duft verloren, sie hörte

nicht mehr das Flüstern in den Zweigen, das Rauschen des Bergstroms, denn ihre Gedanken weilten in dem Augenblicke daheim bei ihrem alten Vater auf dem Schölfenstein und in dem kleinen Predigerhause, wo sie ihren Missionsverein abgehalten und sich für die hohe und edle Sache begeistert hatte.

Auch Fremar war still und nachdenkend geworden; denn da er gerade im Begriffe stand eine größere Versammlung anzureden, so legte er sich im Geist ein wenig die Worte zurecht, die er dort zu den Frauen sprechen wollte, und überdachte sich, was wohl am besten auf sie einwirken und zu ihren Herzen sprechen würde.

So waren sie schweigend immer weiter und hinter dem Führer hergeschritten, der sich dabei auf seine eigene gemüthliche Weise zu amüsiren schien. Bald sprang er hinüber nach einem Orangenbaum, die einzeln zerstreut hier überall im Walde wuchsen, nahm ein paar der zuletzt heruntergefallenen Früchte auf, biß sie an, sog sie aus und warf sie dann fort; bald pflückte er da und dort eine Blume am Bache, bald sammelte er eine Anzahl der in Menge umherliegenden Lichtnüsse und schleuderte sie, ohne aber seinen Gang zu unterbrechen, mit merkwürdiger

Sicherheit nach dünnen Stämmen; bald sprang er für einen Moment in den Bach hinein, um sich die Füße abzukühlen, und war dann immer, ehe ihn die Weißen überholen konnten, wieder zehn oder zwölf Schritt voraus, auf ihrem Pfad.

Berchta's Ohr erfaßte zugleich ein ganz eigenthümliches Geräusch, das, aus dem Wald heraus, wie das Klappern einer Mühle zu ihnen herübertönte und stärker wurde, je weiter sie gingen. Es schallte aus dem Thal voraus, von dem sie nur noch eine kleine Höhe trennte, und Fremar selber wurde zuletzt darauf aufmerksam.

„Was ist das?" rief er ihrem Führer zu, „woher kommt das Klappern?"

„Das Klappern?" lachte der junge Bursch, „ei, das sind die Mädchen mit ihren Klöppeln. Der heilige Stoff darf nur bei Nacht und von Männern bearbeitet werden, aber den Gnatu schlagen sie jetzt dort Alle zusammen, und wenn wir da drüben an jenen Felsen kommen, übersehen wir das ganze Thal."

„In der That — und arbeitet Ihr hier noch viel Gnatu?"

„Viel Gnatu? Müssen wir nicht Kleider haben, und wer soll sie machen? Du wirst einmal sehen, Mitonare, wie fleißig das junge Volk bei

der Arbeit ist und wie das lacht dabei und plappert. Mit dem Mundwerk sind sie fast noch flinker als mit den Klöppeln."

„Ist die Arbeit nicht schwer?" frug Berchta.

„Ach was, in Gesellschaft wird sie leicht und ist fast mehr ein Fest für sie als eine Arbeit. Komm nur — da sind wir schon am Fels. Siehst Du, von hier aus kannst Du die ganze Ebene überschauen, und viele Menschen wohnen darin."

Dem Thal folgend, hatten sie schon vor einiger Zeit eine Art von Wasserscheide passirt, denn der kleine Bach, dem sie eine Strecke aufwärts gefolgt waren, wurde zuletzt zum Quell, und als sie einen Hügelrücken überstiegen, erreichten sie eine andere murmelnde Quelle, der sie aber nun wieder abwärts folgten und die dann jedenfalls in einen entfernteren Bergstrom einmündete. Hier an dem Felsen machte das Thal eine Biegung, und Berchta konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, als sie plötzlich ein Bild vor sich sahen, das sich wirklich nicht schöner und wildromantischer denken ließ.

Es war eine weite, prachtvolle Hochebene, die aber keinesfalls mehr als etwa sechs- bis achthundert Fuß über der Meeresfläche liegen konnte. Ringsum schloß sie der dichte Wald ein, aber

der blitzende Bergbach sprudelte hindurch, überall zerstreut umher standen bald einzeln, bald in kleinen Gruppen hochstämmige Cocospalmen und dort, dicht am Spiegel eines kleinen, klaren Sees, im Schatten von zahllosen Fruchtbäumen und Palmen, hineingeschmiegt wie ein schlummerndes Kind in einen Myrtenbusch, lagen die hellen, lauschigen Hütten der Eingeborenen — der Bewohner eines Paradieses.

„O, sieh Bertha!" rief Fremar wirklich begeistert aus, „sieh, wie schön, wie himmlisch schön das Land ist — wie das im Licht funkelt und glüht und Gott es mit seinen schönsten, herrlichsten Farben geschmückt hat — und wie glücklich müßten diese Menschen sein, wenn nicht der finstere Fluch des Aberglaubens und der Sünde auf ihnen läge."

„Und siehst Du hier etwas davon, Fremar?" sagte Berchta herzlich, „hat der Herr nicht auch über diese Heiden seine Hand gehalten und sie reich, ja reicher, viel reicher beschenkt als zahllose christliche Völker? Es sind ja Alles seine Kinder, ob sie ihm jetzt auch wohl nur irrend dienen."

„Ja, mein Herz," sagte der Missionär, nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, „und

daß er sie wirklich liebt, hat er ihnen auf's neue bewiesen, indem er ihnen jetzt auch noch durch uns die so nöthige Hilfe brachte, um ihre Seelen zu retten. O, laß uns festhalten an dem guten Werk — fest, recht fest, und denke Dir, welches Heil wir hier wirken können, wenn wir in dieses irdische Paradies auch das himmlische pflanzen."

Berchta wollte etwas darauf erwidern, aber sie konnte es nicht — sie dachte an die verbotenen Blumen, und nur unwillkürlich faltete sie die Hände und betete still und brünstig.

„Ja," rief da Fremar, „Du hast Recht, beten wollen wir, beten zu Gott, daß er unser Wirken segnet und seine Hände über uns hält auf dem rechten Pfad! Und seinen Hut abnehmend, sank er auf die Kniee nieder und betete mit lauter, weithin schallender Stimme:

„Herr der Heerschaaren, der Du da thronst in den ewigen, unermessenen Räumen, lasse Dein Licht leuchten über diese Thäler, in denen Finsterniß herrscht und ewige Nacht — die Nacht der Seele und des Geistes, die Nacht des Wahns und Aberglaubens, die Nacht der Sünde und Verderbniß. Stürze die Götzen, die, von Menschenhand errichtet, Deiner heiligen Gebote spotten, und schütze Deine Kinder, die treu an Dir hängen

und Dich verehren, wie Du vertilgen magst mit Feuer und Schwert, was sich Deinem Wort, Deiner Lehre widersetzt. O, starker Herr Zebaoth, sei unser Hort und Schirm."

Berchta faßte mit ihrer rechten Hand ihr Herz — das war kein Gebet, wie es eben auf ihren Lippen geschwebt, in Liebe und Vertrauen; das war ein Fluch für die Sünder, das Anrufen eines Gottes der Rache und Vergeltung, und stimmte nicht zu dem sonnigen, glücklichen Lande, das um sie her ausgebreitet lag; sie vermochte auch deshalb nicht ihm zu folgen, und als Fremar jetzt in glühender Begeisterung in einen Theil des 132. Psalms einstimmte:

„Dies ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl. Ich will ihre Speise segnen und ihren Armen Brotes genug geben. Ihre Priester will ich mit Heil kleiden, und ihre Heiligen sollen fröhlich sein. Daselbst soll aufgehen das Herz David's, ich habe meinem Gesalbten eine Leuchte zugerichtet. Seine Feinde will ich mit Schanden kleiden, aber über ihm soll blühen meine Krone —"

da flogen die Gedanken wieder mit dem Blick hinüber zu den friedlichen Hütten der Eingeborenen,

zu den Palmen und Fruchtbäumen, zu dem klaren See und dem saftgrünen, blumenbedeckten Wiesenplan — ihr Ohr vernahm wieder das muntere Klappern der Gnatuschlägel und den fröhlichen Sang glücklicher Menschen, der jetzt zu ihr herüberdrang, und still im Herzen gelobte sie es sich, daß sie immer und immer in Treue und Liebe zu den armen verblendeten Eingeborenen halten und da mildern und sühnen wolle, wo der strenge Ernst des Mannes vielleicht zu hart, zu schroff ihnen entgegentrat.

Auch Fremar hatte jetzt sein Gebet beendet, aber scheu und ängstlich wich ihnen anfangs der Eingeborene aus, der staunend das Gebahren des fremden weißen Mannes beobachtet hatte.

War das ein Gebet gewesen, was er da in den wunderlichen und unverständlichen Lauten gesprochen, oder ein böser Zauber, der Unheil und Krankheit auf das friedliche Thal herniederrufen sollte? Nur das freundliche, liebe Gesicht der Frau beruhigte ihn wieder. Sie sah wahrlich nicht so aus, als ob sie irgend einem Menschen Böses anthun oder wünschen könne, und wenn sie wirklich einen Zauber ausübte, so war es doch gewiß nur im Guten und nicht zu Schaden oder Leid.

Dies ganze Volk hat aber auch in der That keinen Charakter, der es lange über eine Furcht brüten läßt. Wie eine Wolke an der Sonne, zieht vielleicht einmal ein solcher Schatten an ihrer Seele vorüber, aber dann brechen auch rasch wieder die hellen Strahlen hindurch, und Alles, was sie noch vorher störte, ist im Augenblick vergessen. Wie die beiden Fremden deshalb auch nur wieder den jetzt nicht mehr zu verfehlenden Weg nach dem Dorf einschlugen, sprang er auf's neue fröhlich voraus, und im Gehen schlug er den Tact mit den Händen zu dem klappernden Geräusch, das zu ihnen herübertönte.

Eine gute halbe Stunde mochten sie so noch, und jetzt allerdings in der heißen Sonne, mit dem seltenen Schatten einer einzelnen Palme gewandelt sein, als sie endlich den Fruchthain und mit ihm den Spiegel des kleinen Sees erreichten und sich jetzt auch in der unmittelbaren Nähe des Gnatu-Hauses befanden, dessen Klopfen, mit dem Lachen und Plaudern zahlloser Stimmen untermischt, klar und deutlich zu ihnen herübertönte. An noch ein paar dazwischen stehenden Hütten schritten sie vorüber und betraten jetzt ohne weitere Ceremonie und Anmeldung das betreffende Haus, das — eigentlich nur ein Schup-

pen — zu dieser Arbeit errichtet worden und dafür auch erhalten wurde.

Das Dach, ganz in der Weise geflochten wie die übrigen Dächer der Häuser, aus fest zusammengeschnürten Bündeln von Schilf oder Blättern bestehend, ruhte in ovaler, mehr langer Form auf etwa sechzehn oder achtzehn Pfeilern, die durch starke Querbalken miteinander verbunden wurden.

Wände hatte es gar nicht, so daß die Brise überall freien und frischen Durchzug fand und die darin Befindlichen, trotz der großen Menschenmenge, kühl und behaglich saßen.

Einen merkwürdigen Eindruck machte es aber in der That, den Platz zu überschauen, der sich jetzt ihren Blicken öffnete.

Das Gnatu-Haus stand in einem wahren Hain von Brotfruchtbäumen, aus denen nur hie und da einzelne Cocospalmen oder vielleicht einmal der dunkelgrüne Wipfel eines Orangenbaumes vorschauten. Die ganze Länge des Gebäudes füllte dabei ein einziger, ringsum behauener und oben vollkommen glatt und breit gearbeiteter Baumstamm, von eisenharter Holzart. Auf diesem Stamme lag eine gelblich-grüne Pflanzen- und Fasermasse, und hinter und vor demselben,

Jedes zwei etwa achtzehn Zoll lange und vier=eckige Schlägel aus hartem Holz in den Händen haltend, die einige Aehnlichkeit mit einer Harle=kinspritsche hatten, saßen die Frauen und Mädchen des ganzen Districts und klopften rüstig auf den zähen Brei ein, dessen Fasern sie durch die kräftigen Schläge ineinander und zu einer festen Masse trieben.

Dieser Brei besteht aus der dicken, fleischigen Rinde des Brotfrucht= oder auch des Papier=Maulbeerbaums. Die äußere braune Schale der Rinde wird zuerst mit scharfen Muscheln sauber abgekratzt, dann die Rinde etwas geklopft und nachher in ein altes, mit Wasser gefülltes Canoe gelegt, um dort eine bestimmte Zeit zu gähren. Hat sie diesen Proceß durchgemacht, so wird sie in Klumpen auf den vorher beschriebenen Bal=ken — hier also den Arbeitstisch — gelegt, und nun beginnen die Frauen mit ihren Klöppeln, die an den vier verschiedenen Seiten auch vier verschiedene Einschnitte zeigen. Die eine Seite und die, mit welcher der Stoff zuerst geschlagen wird, ist mit langen, aber sehr groben Einschnit=ten versehen, die dazu dienen, die Fasern, wäh=rend die Masse breitgeschlagen wird, recht in=einander zu pressen. Die Rinde enthält dabei eine

Menge Klebestoff, der sie schon nicht wieder auseinanderläßt, und dadurch stellt sich endlich ein filzartiger, dicker, aber noch immer zäh breiiger Stoff her, der so lange geschlagen wird, bis er ein gleiches, von zwei bis drei Fuß breites und manchmal zwanzig bis dreißig Ellen langes Stück bildet. Jetzt wechseln die Frauen die Seiten ihrer Schlägel, die auf der einen etwas feiner, auf der dritten ganz fein und auf der vierten gewöhnlich fein carrirt sind, und bearbeiten den Stoff zuerst mit der zweiten, dann mit der dritten und vierten Seite, bis sie ihn endlich so dünn wie etwa starke Leinwand und vollkommen gleichmäßig auseinandergeschlagen haben. Der gewöhnliche Stoff hat dabei eine hellbraune Färbung; nur der feinste, vom Papier-Maulbeerbaum, kann gebleicht und dadurch schneeweiß hergestellt werden.

Ist das Zeug zu seiner möglichsten Feinheit ausgeschlagen, so wird es getrocknet und mag dann auch ohne Weiteres, wenn es nicht noch etwa besonders gefärbt werden soll, in Gebrauch genommen werden. Sehr dauerhaft kann man es allerdings nicht nennen; denn besonders bei feuchter Witterung hält es kaum länger als vier bis höchstens sechs Wochen — aber was schadet das?

Selbst die Lumpen können wieder nach gründlichem Einweichen zu einem Brei zusammengeschlagen und zu neuem Zeug verwendet werden.

Dieses Gnatumachen (tapa, wie es auf den Sandwich-Inseln, ahu auf den Gesellschafts-Inseln genannt wird) bildete die Hauptarbeit der Südsee-Insulanerinnen, und selbst die Königin schloß sich davon nicht aus; ja, sie setzte den größten Stolz darein, die beste Arbeiterin in solchem Geschäft zu sein. Sie hatte deshalb auch ihren Platz mitten an dem Block zwischen all' dem übrigen jungen Volke und ging ihnen in der Handhabung ihres Klöppels mit einem guten Beispiel wacker voran.

Und wie das dabei plapperte und lachte, was für tolle und muntere Geschichten sie sich zu erzählen hatten, und wie die Augen der schönen Geschöpfe in Lust und Leben funkelten. Aber Todtenstille herrschte plötzlich in dem Raum, als die beiden Fremden den Platz betraten — Todtenstille nämlich, soweit es das Reden und Lachen der Arbeitenden betraf; denn die Klöppel hämmerten fort, weil die Königin selber ihr Geschäft nicht unterbrach, und keine der übrigen Frauen hätte es deshalb wagen dürfen, aufzuhören.

„Klap, klap, klap, klap, klap, klap!“ ging das in einem fort wie in einer Scheune, aber die Schläge nur viel rascher einander folgend, und auch lauter, da der ausgehöhlte Baumstamm eine Art von Resonanzboden bildete — klap, klap, klap, klap, klap, klap! ununterbrochen, schwächer, wenn die Klöppel mehr auf die Ränder, stärker, wenn sie auf die hohle Mitte trafen.

„Ah, Mitonare,“ sagte da die Königin, welche die Fremden jedenfalls gleich beim Eintritt bemerkt hatte, aber erst nach einer langen Weile so that, als ob sie ihrer ansichtig wurde, „seid Ihr herübergekommen, um uns zu besuchen? — Das ist recht — setzt Euch dort auf eine der Matten und seht wie wir arbeiten. Ihr versteht ja doch nicht, wie man das Zeug bereiten muß.“

„Aber wir verstehen Anderes, Einua,“ sagte Fremar ernst, „und zwar etwas, das nicht allein uns, sondern auch Euch zum Heil gereichen soll. Der Gnatu da bedeckt nur Euren Körper, aber womit wollt Ihr einst Eure Seele bedecken, wenn Ihr in die Gegenwart des allmächtigen Gottes gerufen werdet, um Rechenschaft von Euren Thaten abzulegen?“

Die Königin hörte unwillkürlich mit Schla=

gen auf, und wie ihr Klöppel ruhte, wurde in dem Moment kein weiterer Laut in dem ganzen Haus gehört; aber Einua sah den Missionär nicht freundlich an, denn genug hatte sie schon von der christlichen Religion erfahren, um ihre ganz besonderen Bedenken dagegen zu haben. Die Christen durften nur eine Frau behalten, und wer stand ihr gut dafür, daß Ramara Toa, wenn ihm erst einmal die Wahl blieb, seine sämmtlichen Frauen — Eine ausgenommen — fortzuschicken, gerade zu ihr sagen würde: „Bleib in meiner Hütte!"

„Du willst uns mit Deinen Erzählungen zu fürchten machen," sagte sie nach einer längeren Pause, „und Ramara Toa lauscht ihnen; aber wenn die Götter Dir zürnen, bist Du verloren, und des Donnergottes Keule trifft Dich, wohin Du den Fuß setzest."

„Ich fürchte ihn nicht," lächelte Fremar. „Wenn er wirklich die Macht hat, so soll er sein Schlimmstes an mir thun. Ich trotze ihm und allen seinen Gehilfen. Laß ihn kommen, wenn er in der Luft schwebt, und an mir beweisen, daß er der Herr dieser Inseln ist; aber er ist machtlos wie das Stück Holz, auf dem Du das Gnatu ausschlägst — machtlos wie ein in die

See gestoßenes Canoe. Die Wogen tragen es herüber und hinüber, und es kann sich nicht einmal selber steuern, viel weniger Andere einer einstigen Glückseligkeit entgegenführen."

Entsetzt hatten die Frauen einer solchen Lästerung gegen ihre Götter — ja gegen einen der mächtigsten zugehört, und scheu warfen sie den Blick nach oben, als ob sie fürchteten, daß der Beleidigte im nächsten Moment schon seine Donner herniedersenden müsse, um den Frevler zu zerschmettern. Aber der Himmel blieb blau und klar; kein Lüftchen regte sich.

„Du frevelst," sagte die Königin da düster, „aber wie willst Du beweisen, daß Dein Gott mächtiger ist, als der unsere?"

„Willst Du mich anhören, Einua?"

„Rede," sagte die Frau, „wir haben Zeit genug, Dir zuzuhören, aber unsere Arbeit dürfen wir dabei nicht unterbrechen. Vorwärts, Ihr Mädchen, der Streifen muß heute noch ausgeschlagen werden," und rasch den Klöppel schwingend, fiel er in der nächsten Secunde wieder auf den weichen Stoff nieder, während ringsum die übrigen Frauen und Mädchen ihrem Beispiel folgten. Sie hätten ja doch nicht allein und müßig zurückbleiben können.

Aber auch selbst dadurch ließ sich Fremar nicht irre machen. Er kannte recht gut die Schwierigkeiten, mit denen er auf diesen Inseln bei einem ersten Bekehrungsversuch zu kämpfen hatte, und war in der That nicht der Mann, um sich dadurch abschrecken zu lassen. Zuerst mußte er Boden gewinnen, und sei der noch so schmal und dürftig; nur festen Grund mußte er haben, und wäre es nur zuerst für einen Fuß gewesen, dann stemmte er sich weiter. So, während Berchta zu ein paar jungen Leuten hinging, die eben mit einer Last Rinde in die Hütte getreten waren und diese jetzt zwischen zwei Steinen klopften, um sie zur Gährung vorzubereiten und dieselbe zu erleichtern, begann Fremar seine Predigt, mitten in dem Hämmern der Klöppel, das einen fast betäubenden Lärm verursachte. Die Königin lachte dabei still vor sich hin, denn sie dachte, er würde es schon müde werden, ja schlug nur stärker auf die vor ihr befindliche Masse los; aber sie kannte den Missionär nicht.

Fremar, mit seiner kräftigen, durchdringenden Stimme ließ sich nicht abschrecken; je lauter die Frauen klopften, desto lauter sprach er, bis endlich Einua, selber erstaunt über diese Beharrlichkeit, ihren Klöppel sinken ließ und damit das

Zeichen zur allgemeinen Ruhe gab. Jetzt hatte der Missionär gewonnen. Er sprach zu ihnen von der Liebe Gottes, aber auch von seiner Allmacht und Stärke, erzählte von Christus, dem eingeborenen Sohn, der für sie Alle gestorben sei und besonders die Kinder so lieb gehabt habe, und fesselte ihre Aufmerksamkeit bald so, daß sie ihm eine ganze Weile mit dem gespanntesten Interesse zuhörten. Aber die Arbeit durfte nicht ruhen, der zusammengeschlagene Rindenbrei nicht trocken werden, oder das ganze Stück Zeug konnte verderben, und wie die Königin nur das erste Zeichen gab, fielen sie Alle mit den Hölzern wieder ein.

Fremar war aber klug genug, seinen Angriff nicht weiter zu verfolgen; er hatte das Samenkorn ausgeworfen und mußte jetzt seine Zeit abwarten, daß es Wurzel schlüge, denn er durfte die Eingeborenen nicht ermüden. Jedenfalls war doch auch jetzt ihre Neugierde wenigstens erregt, und später würde sich schon eine neue Gelegenheit finden, zu ihnen zu sprechen.

Berchta hatte sich indessen aufmerksam die Bereitung des Zeuges selber angesehen, die allerdings einfach genug war, und als ihr Gatte jetzt

geendet, erkundigte sie sich bei den jungen Mädchen nach der weiteren Behandlung des Stoffes. Sie war dabei so lieb und gut mit ihnen und so freundlich, daß ihr Alle gern willfahrten. Da sich aber die Königin selber in kein weiteres Gespräch mit ihr einließ, mochte sie sich auch nicht selber aufdrängen und kauerte sich nur noch zu ein paar kleinen Mädchen von vielleicht fünf bis sechs Jahren nieder, die vollkommen nackt dort herumspielten und sich jetzt ebenfalls einen Stein geholt hatten, um die Arbeit der Eltern, das Gnatumachen, nachzuahmen. Etwas Rinde wußten sie sich zu verschaffen, und mit ein paar Stücken Holz klopften sie wacker und mit der ernsthaftesten Miene von der Welt darauf los.

Einige Spielereien, die Berchta von Deutschland mitgebracht, trug sie bei sich und überraschte damit das kleine Volk, das auch rasch zutraulich wurde, nicht wenig. Jauchzend sprangen sie auf und zeigten es ihren Eltern, der Mutter wenigstens, und hingen sich dann an Berchta und plauderten mit den kleinen, noch ungelenken Zungen wacker auf sie ein. Ja, als Fremar und seine Frau das Haus wieder verließen, um nun auch einmal das umliegende Dorf zu besuchen und vielleicht mit einigen der älteren Leute zu

sprechen, folgten ihnen die Kinder, denn rasch hatten sie zu der jungen lieben Frau, die so gut zu ihnen sprach, Vertrauen gefaßt. Eins an jeder Hand führend, während sich noch ein paar an ihr Kleid hingen, schritt sie mit ihnen hinter dem Missionär her, der langsam voranging und das freundliche Landschaftsbild aufmerksam überschaute.

Man hätte sich auch wirklich kaum einen reizenderen Punkt denken können, als diesen kleinen, von der übrigen Welt vollkommen abgeschlossenen Platz. Der kleine See, in welchem das Bergwasser mündete und dann hindurch seinen Abfluß wieder auf der andern Seite fand, mochte vielleicht 150 Schritt in der Breite und 300 in der Länge halten und war so krystallhell, daß man selbst vom Ufer aus bis tief hinab auf den Boden sehen konnte. Und an dessen äußerem Rande standen in einem lauschigen Hain von Brotfruchtbäumen, Bananen, Orangen, Mangos und Cocospalmen die luftigen Bambushütten, und draußen im See badeten und schwammen, hetzten und tauchten sich die Kinder und strichen plötzlich alle zum Ufer aus, als sie die fremde Frau, von den Kindern umgeben, erblickten.

Gerade da begegnete ihnen ein junger Insu=

laner, den leichten, feingearbeiteten Gnatumantel über die Schulter geworfen, den Pareu um die Hüften geschlagen, die schwarzen, lockigen Haare sorgfältig geölt und von einem aus buntfarbigen Ranken zierlich geflochtenen, diademartigen Schmucke auf der Stirne gehalten. In der linken Hand trug er einen langen Bogen und Pfeile, den rechten Daumen hatte er in sein Gürteltuch gesteckt, und sein stolzer, elastischer Gang verrieth, daß er ein Häuptling des Landes sein müsse, er wäre sonst nicht so zuversichtlich aufgetreten.

Sein offenes, jugendliches Antlitz, denn er konnte kaum mehr als ein- oder zweiundzwanzig Jahre zählen, zog sich jedoch in düstere Falten, als er den fremden Mann in dem schwarzen Rock erblickte; er kannte und haßte die Fremden und wußte nur zu gut, was sie hierhergeführt.

Fremar, der zu lange mit den Eingeborenen verkehrt hatte, um nicht augenblicklich seinen Rang zu erkennen, grüßte freundlich und blieb stehen, wie um ein Gespräch anzuknüpfen; der junge Häuptling aber dankte ihm kaum durch ein leises Kopfnicken und wollte eben stolz vorüberschreiten, als sein Blick auf die hinter ihm folgende Ge-

stalt der jungen Frau fiel und er erstaunt vor ihr stehen blieb.

Auch Berchta's Blick haftete mit Wohlgefallen auf der jugendlich frischen Gestalt des Indianers, dessen Züge, als er sie anlächelte, nur zu unverkennbar das Gepräge eines guten, fröhlichen Herzens zeigten. Ehe sie ihn aber anreden konnte, streckte er ihr offen seine rechte Hand entgegen und sagte, wie selber unbewußt, die Worte:

„O, wie schön Du bist — wie lieb und schön, Du fremde Blume. Die Kinder haben Dich gesucht — sei gut mit ihnen,“ und ihr dann freundlich zunickend, verfolgte er, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen, seinen Weg am See hin.

„Wer war das?“ fragte Fremar ihren Führer, der sich ihnen jetzt wieder angeschlossen und, wie er wohl bemerkt, auch den jungen Häuptling auf das ehrerbietigste gegrüßt hatte.

„Wer das war, Mitonare?“ sagte der kleine Bursche erstaunt, „ei, das war Taori, der einzige Sohn von Ramara Toa und der einstige König.“

„Aber ich habe ihn noch nicht am Strand gesehen.“

„Er wohnt hier am See — es ist sein Lieblingsaufenthalt, und das ganze Dorf gehört ihm.“

„Und hat Ramara Toa weiter keine Kinder?"

„Ja, noch eine Schwester Taori's, Nalata. Aber sie wohnt drüben an der Tuia-Bai und ist an den Häuptling Matangi Ao verheirathet. Taori geht manchmal hinüber, aber Nalata kommt nicht mehr hierher, seit Ramara Toa böse mit Matangi Ao ist."

„Taori scheint also befreundet mit Matangi Ao?"

„Ja, und er will Frieden zwischen Beiden machen, aber Ramara Toa will nicht — hat jetzt Gewehre, und Matangi Ao muß herüberkommen und um Frieden bitten und Tribut zahlen. Sind schon Boten zu ihm hinüber."

„Und wird er es thun?"

Der junge Bursch zögerte mit der Antwort; endlich sagte er scheu:

„Matangi Ao großer Häuptling — viel Leute mit ihm und haben ihn lieb. Wer weiß, was er thut — aber Ramara Toa hat seine Tochter lieb — er wird Matangi Ao nicht den Kopf abschlagen wollen."

„Beruhige Dich, mein Bursche," sagte aber der Missionär, „es wird kein Krieg auf der Insel werden, sondern Frieden; denn wir sind herüber zu Euch gekommen, um den Frieden zu bringen."

„Aber Ramara Toa hat jetzt die Gewehre.“

„Er wird sie nicht gegen Menschen wenden, sondern nur gegen die Thiere des Waldes. Es darf kein Menschenblut mehr vergossen werden, wo die Lehre des einzigen wahren Gottes herrscht, denn ihm sind solche Opfer ein Gräuel.“

„Das wäre gut!“ seufzte der junge Bursch, „aber Taori und Matangi Ao werden nichts von der neuen Lehre wissen wollen. Matangi Ao hat die weißen Männer schon einmal fort von der Insel gejagt, als sie bei ihm wohnen wollten.“

„Also dort drüben waren sie gelandet?“ fragte der Missionär.

„Ja, dort drüben im Tuia-Hafen, in den das Wasser aus dem Tuia-See, gleich dort drüben hinter dem Berg, hineinläuft.“

Während sie so mitsammen sprachen und dem Rand des kleinen Sees entlang schritten, bemerkte Berchta auf einer niederen Erhöhung, dicht hinter den letzten Häusern, eine wunderliche, ganz eigenthümlich aufgeputzte Umzäunung, in welcher aufgerichtet ein hohes, aber sehr schmales Haus von Bambusstäben mit einem spitzen Dache stand.

„Was ist das?“ fragte Berchta, mit der Hand hinüberdeutend.

„Das da?" sagte der junge Bursche scheu, „das ist der Tempel, in dem „der Gott des Himmels" wohnt, der Beschützer der Leute im Hupai=Thal."

„Und ist sein Bild darinnen aufgestellt?" fragte Fremar.

„Gewiß; aber Du willst doch nicht zu ihm gehen, Mitonare?" rief er plötzlich scheu, als sich der Missionär dort hinüber wendete.

„Und warum nicht? Ist der Platz tabu?"

„Gewiß —"

„Auch außen an der Umzäunung?"

„Nein, aber keine Hand darf sie berühren, als die der Priester."

„So komm, ich werde sie nicht berühren," sagte der Geistliche lächelnd, „oder glaubst Du, daß ich mich vor Deinem Gott fürchten soll?"

„Alle Menschen fürchten ihn auf Motua."

„Und welche Macht hat er?"

„Er kann donnern und Blitze senden und Regen und Sonnenschein."

„In der That?"

„Er macht die Brotfrucht reifen und die Cocosnuß."

„Ein wahrer Tausendkünstler," lächelte der

Missionär, „den wir uns doch jedenfalls einmal etwas näher besehen müssen."

„Wenn Du nur mit einem Finger die Umzäunung berührst," rief der junge Bursche ängstlich, „so trifft Dich ein Blitz, und Du liegst todt auf dem Boden!"

„Habe keine Furcht, mein Sohn," sagte Fremar ruhig, „ich werde Deiner Warnung folgen."

„Bleibe zurück, Fremar," bat aber auch Berchta. „Sie glauben ja noch an ihre Irrlehre und könnten sich in ihren Göttern beleidigt fühlen. Reize sie nicht."

„Ich will ja ihrem tabu oder Verbot folgen, Bertha," sagte Fremar, sie beruhigend, „aber wir müssen ihnen auch zeigen, daß wir ihre Götzen nicht fürchten. Wir dürfen ihnen nicht scheu aus dem Wege gehen, denn nur so klären wir sie über die Unmacht derselben auf, irgend einem Menschen, weder uns noch ihnen, zu schaden. Komm nur, mein Kind, wir wollen die Umzäunung nicht berühren, sondern nur sehen', ob wir nicht von außen einen Blick in das Innere werfen können."

Berchta fühlte, daß er in gewisser Beziehung Recht hatte. Wenn sie die Indianer wirklich von

dem Irrthum ihrer Lehre überzeugen wollten, so war es nöthig, daß sie zuerst den festen Glauben an ihre Götzenbilder wankend machten, und doch auch wieder scheute sie sich, die Gefühle eines Volkes zu verletzen, dem sie ja nur Gutes erzeigen, dem sie nur Segen bringen wollten. Langsam schritt sie deshalb an des Gatten Seite den kleinen Hügel hinauf, der zu dem Götzentempel führte. Kaum aber merkten die Kinder, welche Richtung die Fremden einschlugen, als sie scheu Berchta's Hand fahren ließen und ängstlich abseits standen. Die fremden Weißen wollten zu dem tabu-Platz ihres Gottes gehen, und dorthin durften sie dieselben allerdings nicht begleiten.

Fremar schritt indessen fest und entschieden der Umzäunung zu, und Berchta, sich an seinen Arm hängend, war entschlossen, die Gefahr — wenn wirklich Gefahr dabei sein sollte — mit ihm zu theilen. Aber der Missionär dachte auch in der That nicht daran, den Zorn der Eingeborenen gegen sich wachzurufen, indem er die auf der Insel herrschenden Gebote überschritt. Er blieb noch etwa zwei oder drei Fuß von der Umzäunung entfernt stehen und erkannte jetzt im Innern dieses sogenannten Tempels ein aus

Holz geschnitztes, allerdings sehr unschönes Götzenbild mit schrecklicher Fratze und Armen, die aus dem Hals des Bildes herauszukommen schienen.

Es war inmitten des Tempels auf einem abgehauenen Baumstumpf aufgestellt und rings mit bunten Streifen Gnatu, einigen Glasperlen und Stücken europäischen Porzellans, die wie der Bruch von Tassen aussahen, umhangen. Ihr Führer hielt sich dabei ängstlich an ihrer Seite, als ob er jede ihrer Bewegungen überwachen wollte, und fing erst an wieder freier Athem zu schöpfen, als Fremar von dem geheiligten Platz zurücktrat und zu Berchta sagte:

„Komm, mein Kind, wir können hier nichts weiter thun. Du siehst, welche traurige Gestalt sie sich hier geformt haben, um das Höchste darzustellen, was sie besitzen: ihren Gott. Laß uns gehen; wir würden damit unser Ziel nicht erreichen, wenn wir das scheußliche Truggebilde hier in Trümmer legten. Wir müssen das Uebel an der Wurzel angreifen und die Axt an den faulen Stamm ihres Aberglaubens, nicht nur an eine von dessen Früchten legen; erst dann können wir hoffen, sie gründlich zu heilen."

Sie wendeten sich, um weiter zu gehen;

aber Berchta sah auch, daß die Warnung ihres Führers nicht umsonst gewesen war, denn aus allen Wohnungen stürzten Menschen heraus, um eine etwaige Unbill, die ihr Heiligstes getroffen, vielleicht zu ahnden. Jedenfalls hatten die zurückeilenden Kinder im Dorf erzählt, daß die Fremden das tabu ihres Gottes brechen wollten. Da aber ihrem Führer besonders daran liegen mochte, nicht in den Verdacht zu kommen, daß er an einer solchen Frevelthat betheiligt wäre, eilte dieser zurück, um die Bewohner des Hupai-Thales zu beruhigen. Die Fremden waren ja nur an dem Tempel vorübergegangen, was nicht als Verachtung des Gottes angenommen werden konnte. Er hatte ihnen gesagt, daß die Umzäunung tabu wäre, und sie streckten keine Hand danach aus.

Damit beruhigten sich die Bewohner des Thales, und die Fremden durften unbelästigt ihren Heimweg wieder antreten.

12.

Die Taufe der Heiden.

Fremar erkundigte sich noch unterwegs bei seinem Führer, einem ganz intelligenten jungen Burschen soweit es die Oertlichkeiten der Insel selber betraf, nach den verschiedenen, bald da, bald dort in den Thälern zerstreuten Ortschaften, und erfuhr denn auch zu seinem Erstaunen, daß Motua viel stärker besiedelt sei, als er anfangs selber gedacht. Ueberall in den Einschnitten der Berge und auf kleinen Hochebenen lagen oft gar nicht unbedeutende Dörfer, und das flache Palmenland, das die ganze Insel umschloß, bildete fast eine ununterbrochene Reihe von kleinen Häusern und Gartengrundstücken, auf denen Yams, süße Kartoffeln, Melonen, wie auch etwas Zuckerrohr gezogen wurden. Die Hauptschwierigkeit für den

Verkehr um die Insel herum schien nur darin zu liegen, daß am Strande hin kein anderer Weg existirte, als der blanke und in der Sonne glühend heiße Korallensand, während selbst diese Passage durch einmündende tiefe Bergwasser, über welche natürlich keine Brücken existirten, unterbrochen wurde.

Für die Insulaner selber waren diese Wässer nun allerdings kein besonderes Hinderniß, denn in ihrer leichten Kleidung wateten oder schwammen sie überall hindurch, wenn sie einmal eine benachbarte Ansiedlung besuchen wollten. Aber er selber, wie besonders seine Frau, würden große Schwierigkeit gehabt haben, einen solchen Weg in solcher Weise zurückzulegen, und das Schlimmste dabei war, daß man nicht einmal mit einem Canoe das Binnenwasser rings um die Insel befahren konnte, da manche Stellen von Korallenmassen gänzlich erfüllt waren, und die schwanken Fahrzeuge dann genöthigt wurden, ihre dadurch natürlich auch viel weitere Bahn um die Außenriffe herum und in offener See zu verfolgen.

Doch dazu fand sich später immer noch Rath. Vor allen Dingen mußten die Eingeborenen der neuen Lehre gewonnen werden, und um das zu

erreichen, war es unumgänglich nöthig, die Häuptlinge dafür zu interessiren, da diese natürlich den größten und alleinigen Einfluß auf das Volk hatten.

Fremar war auch durchaus der passende Mann dazu, um das durchzusetzen, denn seine milde Freundlichkeit gewann ihm die Herzen, während er doch zähe Hartnäckigkeit besaß, um ein einmal begonnenes Werk, alle Schwierigkeiten mißachtend, ruhig, aber fest durchzuführen.

Noch an dem nämlichen Abend suchte er deshalb Ramara Toa mit Waaren, die zwei seiner Diener tragen mußten, auf, um ihn zu bitten die Häuptlinge herbeizurufen, damit er ihnen eine kleine Freundlichkeit erweise. Er fand den König auch dazu in der vortrefflichsten Stimmung, denn ihr Jagdzug war nicht allein außerordentlich lohnend ausgefallen, sondern sie hatten dabei auch die Vorzüglichkeit der neu erhaltenen Gewehre erproben können. Allerdings waren das nur ganz ordinäre Musketen, die daheim mit ein paar Thalern bezahlt werden und keinen Anspruch auf einen wirklich sichern Schuß machten; aber den einheimischen Waffen, Pfeil und Wurflanze, blieben sie doch weit überlegen, und da ihnen das Wild in unmittelbare Nähe kam

war es Ramara Toa selber gelungen, einen starken Stier todt zu seinen Füßen niederzustrecken. Er glaubte deshalb von dem Augenblick an, daß ihm kein Fort der Eingeborenen mehr widerstehen könne.

Im Ganzen hatten sie zwei Rinder, drei Schweine und eine Ziege erlegt, genügende Ursache natürlich, um heute Abend Alles was erreichbar war, zu einem Festmahl einzuladen, und eine bessere Gelegenheit, um Geschenke zu vertheilen, hätte sich Fremar gar nicht wünschen können. Er war auch freigebig dabei, und gewann sich dadurch die gute Meinung des Stammes besser, als er es hätte durch die längste und beste Predigt thun können. An dem Abend vermied er auch klugerweise alle Gespräche über seine Religion, und nur wo er direct darum befragt wurde, gab er freundliche, kurz erklärende Antworten, die aber die Eingeborenen natürlich nur begieriger machten, mehr darüber zu hören.

Scheinbar um sie zu befriedigen, versicherte er sie dann, daß er morgen zu ihnen herunterkommen und ihnen das Ganze der neuen Religion erläutern wolle, und da sich voraussehen ließ, daß morgen auch noch eine Menge Fleisch übrig geblieben sein würde, so faßte man den

Entschluß, etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang eine allgemeine Versammlung vor des Königs Haus abzuhalten. Zu dieser sollten dann aber auch die Priester gerufen werden, um ihre Einwürfe laut werden zu lassen, wenn ihnen irgend etwas unwahrscheinlich oder falsch erschien.

Daß auf Tahiti wie den Nachbar-Inseln sämmtliche Bewohner der neuen Lehre angehörten, wußten die Eingeborenen auf Motua recht gut, denn sie hatten von Zeit zu Zeit Insulaner von dort gesprochen und durch diese stets gleichlautende Nachrichten erhalten; es war also jedenfalls der Mühe werth zu hören, was der weiße Mann für sich und seinen Glauben zu sagen hatte; nachher konnte man ja noch immer thun, was man wollte.

Fremar wußte aber sehr gut, was von diesem nächsten Morgen abhing, und als die Eingeborenen ihre Abendmahlzeit beendet hatten und die Trommel wieder zu dem gewöhnlichen Tanze rief, schritt er still und schweigend zu seiner eigenen Wohnung hinauf, und dort auf dem Felsenvorsprung unter den wehenden Palmen, die blaue See vor sich und den tiefblauen Himmel über sich, legte er sich die Predigt zurecht, mit welcher er am nächsten Tage die Herzen des wilden Stam-

mes fassen und begeistern wollte. Und unten schallte dazu die Brandung und mischte sich in das mächtige Getöse der fröhliche Laut lachender und heiterer Stimmen.

Was wußten die Unglücklichen von dem Abgrund, an dem sie standen — noch lebten sie in ihrem blinden Götzenthum fröhlich und unbekümmert in den Tag hinein; aber das ewige Verderben wartete ihrer, wenn sie nicht Ohr und Herzen öffneten und sich gläubig an die Brust des Allerbarmers warfen.

So dachte Fremar, und von diesem Geist beseelt, in Mitleid und Angst für die schon halb verlorenen Menschen, arbeitete er sich in hoher Begeisterung seinen Stoff aus.

Der nächste Morgen kam, und der Strand schwärmte von Eingeborenen jedes Geschlechtes, denn wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Ramara Toa heute den weißen Mann hören wolle, der weit herüber über das Meer gekommen war, um ihre alten Götzen zu stürzen und einen neuen dafür aufzupflanzen. Das nämliche Gerüst, auf welchem der König gewöhnlich saß, wenn das junge Volk vor ihm tanzte, sollte auch dem Missionär heute dienen, von dort herab zu dem Volk zu sprechen, und

als er endlich kam, herrschte lautlose Stille rings=umher — man hätte ein Blatt zur Erde fallen hören können.

Fremar sah heute merkwürdig bleich aus, denn er wußte recht gut was davon abhing, daß gerade in dieser Stunde seine Rede auf die Zuhörer einwirken und Wurzel fassen solle. Verfehlte er jetzt seinen Zweck, so war seine Sendung vielleicht auf lange Zeit hinaus nutzlos geworden, und er mußte sich die Bahn von neuem erst zu ebnen suchen.

Gerade seine bleiche Gesichtsfarbe machte aber einen besondern Eindruck auf die Zuhörer. „Wie weiß er aussieht," flüsterten sie untereinander, als er das etwas erhöhte Gestell betrat, „wie merkwürdig weiß — und wie seine Augen glänzen." Dann aber, wie er nur den Mund öffnete, schwieg das Flüstern, und Fremar, der nicht einmal bemerkt hatte, daß sich seine junge Frau ebenfalls dem Kreise der Eingeborenen angeschlossen hatte, begann mit festen und ruhigen Worten seine Predigt — oder besser gesagt, seine Erzählung über den christlichen Glauben.

So lange er freilich von der Erschaffung der Welt und den nachherigen Wundern und Schicksalen der Erzväter sprach, zeigten sich die Ein=

geborenen noch ziemlich unaufmerksam. Es waren das Geschichten, wie sie dieselben ebenfalls über die Erschaffung ihrer eigenen Insel hatten, nur etwas verändert. Ebenso wenig konnten sie sich für Abraham und Isaak, wie für Salomon interessiren, bis er zuletzt zu Christi Geburt kam und die Leiden des Heilandes schilderte, der nur auf die Welt heruntergestiegen sei, um die Menschen glücklich zu machen und ihnen Frieden zu bringen. Wie er endlich mit starker, weithin schallender Stimme die Ueberzeugung aussprach, daß sich in nicht ferner Zeit alle Völker der Erde zu Christi Lehre bekennen und dann Friede und Eintracht über die ganze Welt herrschen würde, denn der alleinige Gott Jehovah sei ein mächtiger Gott, der seine Feinde erfassen und schlagen würde, da nickte Ramara Toa befriedigt mit dem Kopf, und auch die Häuptlinge umher flüsterten leise miteinander und schienen Freude an der neuen Lehre zu finden.

Jetzt aber fühlte Fremar sich seines Sieges gewiß, denn die ihm günstige Bewegung war ihm nicht entgangen. Er sprach von der Liebe Gottes, wo ihn die Seinen fürchteten und seine Gebote hielten, aber auch von dem Zorn des Höchsten über die Zaghaften und Lässigen im

Dienst, von den Strafen der Hölle und der Seligkeit des Himmels — von den Qualen der Verdammten, von dem Jubel der himmlischen Chöre, und als er zuletzt mit einem langen, aber brünstigen Gebet schloß, daß Gott der Allmächtige segnend seine Hand über dies Land halten und seine Bewohner zu seinem ewigen Frieden aufnehmen wolle, da blieb es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er einen vollständigen Sieg errungen, der sich aber noch deutlicher aussprechen sollte, als einer der bisherigen Priester und Zauberer gegen ihn auftrat und ihn mit seinem Gott — der nicht solche Wunder wirken könne, als die von ihnen verehrten Wesen — bedrohte.

Fremar war der Sprache der Eingeborenen vollkommen mächtig und diesen Charlatanen des Glaubens auch an Geist weit überlegen, und darauf hatte er eben nur gewartet, denn er zog sich selber dabei hinter ein festes Bollwerk zurück. Zuerst zählte er freilich noch einmal alle die Wunder auf, die in früheren Jahrhunderten gewirkt worden, dann aber erklärte er, daß nun, da Gott seine Lehrer ausschicke, um fremden Völkern das wahre und heilige Wort zu lehren, Wunder nicht mehr nöthig wären, ja sogar von

Gott nicht mehr geduldet würden — und Er allein habe die Macht zu gebieten und zu verhindern. Was wären denn ihre Götzen? Nichts als ein Spott vor den Augen des Höchsten, ein Unding, was man wohl verachten, aber nun und nimmer anbeten könne. Machtlos wie das Holz selber, aus dem sie geschnitzt, wären sie zu weiter nichts nütze, als ein Feuer damit anzufachen und Steine für ihre Bratöfen dabei zu erhitzen.

Ein lauter Schrei der Angst lief durch die Versammlung — es war die Angst vor der Rache der Gereizten; Fremar aber, dieses Gefühl wohl begreifend, benützte es auch, um sich den Sieg vollständig zu sichern, denn sich zu seiner vollen Höhe emporrichtend, rief er mit lauter Stimme, die über die Zuhörer hinausschmetterte:

„Dort steht Euer Priester und Zauberer, der Vertreter Eurer Götter und ihr Diener — hier stehe ich, der einfache, schlichte Mann, den der wahre Gott über das Meer gesendet, um Euch Eures eigenen Seelenheils wegen zu bitten, Eure Irrthümer abzuschwören und nur den Gott anzubeten, der da gesagt hat: Ich bin der Herr Dein Gott, Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Ich aber behaupte, daß alle Eure Götzenbilder ein Trug und Spott vor sei-

nen Augen sind, und nun laßt Euren Zauberer beweisen, daß ich eine Lüge gesprochen. Wenn seine Stücke Holz, die er verehrt, irgend eine Macht haben, so sollen sie mich zu Boden schmettern. Ich weiß, daß sie vorgeben, furchtbare Verwünschungen über Gotteslästerer aussprechen zu können. Laßt sie ihre schlimmsten hervorsuchen und auf mich und das Haupt meines Weibes häufen, hier stehe ich und trotze ihm und seinen Göttern!"

Todtenstille herrschte in der weiten Versammlung ob solchen Frevels, ja Berchta selber schauderte unwillkürlich zusammen. Der Priester aber, dadurch zum Aeußersten gereizt — denn er sah sich nicht allein in Gefahr, seines Ansehens, nein seiner ganzen, sehr einträglichen Existenz beraubt zu werden — war unklug genug, die Aufforderung anzunehmen; immer ein sehr thörichtes Unternehmen, wenn man sich in Sachen der Religion auf ein positives Gebiet begiebt. Der Zorn über den frechen Fremden hatte bei ihm aber die Oberhand gewonnen, und von seinem Sitz emporspringend und den rechten Arm gegen den Frevler ausgestreckt, schrie er mehr, als er sprach, eine so furchtbare Verwünschung auf ihn nieder, daß den Zuhörern das Herz vor Ent-

setzen stockte. Seine Glieder sollten erlahmen und absterben, seine Augen erblinden, seine Zunge anschwellen, kurz alles Gräßliche, was man nur in blindem Fanatismus über einen Menschen heraufrufen und dabei glauben kann, daß irgend ein göttliches Wesen solchen Frevel unterstützen oder ausführen würde.

Damit aber erschreckte er doch die Zuhörer für den Moment und rief ihre Besorgniß und Neugierde auf die nächste Zeit wach, ob die Götter diesen Fluch erfüllen würden, und er hätte wenigstens Raum gewonnen und sich damit auch begnügen müssen; so aber ging er weiter. Die Leidenschaft riß ihn hin, er verlangte von seinen Göttern augenblickliche Bestrafung des Lästerers: der Donnergott sollte die Wolken zusammenziehen und ihn dort, wo er stand — ihn und sein Weib — zerschmettern, damit die weiße Brut von der Erde vertilgt werde -- und das war unklug.

Der Donnergott that nichts dergleichen; ja als die Eingeborenen, die wohl fühlten daß ihr Zauberer gerade sein Allerschlimmstes gethan, ängstlich und erwartungsvoll zu dem fremden weißen Mann hinaufschauten, da faßte der Wind in die über ihm wehenden Blätter der Palme,

die ihm Schatten gab, und als er die gefiederten Wedel zurückschob, fiel ein heller, klarer Sonnenstrahl auf sein bleiches Antlitz und übergoß die ganze Gestalt mit seinem lichten Schein. Fremar aber, den Moment benützend, deutete mit dem gehobenen Arm nach oben, sein Auge blitzte, und mit fast jubelnder Stimme rief er aus:

„Da hast Du die Macht Deines falschen Gottes, Betrüger! Jehovah ist mit mir und wird alle seine Feinde zu Boden schmettern!"

„Diau! Diau!" tönte es in lautem Erstaunen von den Lippen der Versammlung, und sprachlos vor Wuth und verhaltenem Grimm stand der Priester. Aber er fühlte auch, daß seine Macht gebrochen sei, und seinen Gnatumantel über den Kopf schlagend, wendete er sich und schritt durch die ihm scheu Raum gebenden Insulaner in den Wald hinein.

Damit war es aber auch, als ob plötzlich ein Zauber gebrochen wäre, der bis jetzt auf der Versammlung gelegen. Im Nu waren alle Zungen gelöst und ein Durcheinanderschwatzen begann, das jedes einzelne Wort betäubte und erstickte. Jeder mußte ja aber auch dem Nachbar seine Meinung in der Sache mittheilen, denn

daß ihre alten Götter eben eine schmähliche Niederlage erlitten hatten, ließ sich nicht verkennen. Ihr Priester selber hatte sich sogar der fremden Macht gebeugt und den Platz geräumt, und es kam jetzt nur darauf an, wie ihr König das Ganze auffassen und wie er handeln würde.

Fremar selber fühlte sich seines Sieges gewiß, aber er hütete sich auch wohl, den Eindruck, den er hervorgebracht, durch irgend ein weiteres Wort abzuschwächen. Er hätte nur verderben, nichts mehr hinzufügen können, und während ein freudiges, ja fast stolzes Lächeln um seine Lippen spielte, schweifte sein Blick ruhig über den aufgeregten Menschenschwarm hin. Seines Erfolges fühlte er sich jetzt sicher, und nun mußten die Eingeborenen selber zu ihm kommen und ihn um Hilfe und Belehrung bitten; dann erst durfte er sich versichert halten; auch auf festen Grund gebaut zu haben.

Jetzt erhob sich der König Ramara Toa von seinem Sitz — in dem Moment lief ein Flüstern durch die Versammlung und Alles schwieg ehrfurchtsvoll, denn sie wußten, daß ihr erster Häuptling reden wolle.

„Mitonare!“ sagte da der Häuptling, der aber mit sich schon lange im Reinen war, wie

er handeln wolle, denn die Religion war bei ihm, wie das leider bei vielen Häuptlingen der Fall ist, weit weniger Gefühlssache als politische Combination, „Du hast uns erzählt, daß man in den Glauben Deines Gottes durch die Taufe mit Wasser eintritt. Ich habe Deinen Worten gelauscht; sie sind gut — Du sprichst von der Macht Deines Gottes, und ich glaube Dir, daß er mächtiger ist als unsere bisherigen Götter, denn er hat Euch viele Dinge gelehrt, von denen unsere Priester nichts wußten. Ihr seid in riesigen Canoes über das Meer herübergekommen. Ihr versteht den Donner und Blitz mit seiner Gewalt in Euren Waffen herzustellen; Ihr webt Zeug, das im Regen nur fester wird, während das unsere auseinanderfließt; Ihr wißt das harte Eisen in viele Gestalten zu formen und zu Allem zu gebrauchen, wozu Ihr es haben wollt. Das Alles hat Euch Euer Gott gelehrt — er ist groß und sein Arm ist stark. Er wird auch unsere Feinde zermalmen, wenn wir ihn anbeten und seinen Geboten folgen; deshalb sei so gut und taufe uns, denn wir wollen in den Bund der Christen treten."

Fremar kam durch dieses unerwartete Anerbieten einigermaßen außer Fassung, denn so

rasch hatte er sich seinen Erfolg nicht gedacht -- er war darauf nicht vorbereitet gewesen, aber er fürchtete auch den günstigen Moment zu versäumen, wenn er das Erbieten von der Hand wies. Es mag sein, daß auch ein wenig Ehrgeiz damit in's Spiel kam, wenn er an die Missionsgesellschaft berichten konnte, daß er in so kurzer Zeit und auf einer Insel, die bis dahin alle Bekehrungsversuche, ja selbst die dortige Ansiedlung weißer Missionäre auf das bestimmteste zurückgewiesen hatte, mit seiner Lehre durchgedrungen und so viel hundert, vielleicht tausend Heiden getauft und in den Bund der Christen aufgenommen habe.

Wenige Minuten stand er so, den ernsten Blick gedankenvoll auf den König dieses wilden Stammes geheftet; plötzlich aber, wie einer höheren Eingebung folgend, rief er freudig aus:

„Ja — Du hast Recht, Ramara Toa, der Wille des Höchsten geschehe. Taufen wir ja auch die kleinen, unbewußten Kinder, um sie dadurch dem ewigen Heil zu retten. Ihr Alle seid wie die Kinder — noch unwissend in der Lehre des alleinigen Gottes, aber doch mit einer empfänglichen Seele dafür begabt. Laßt uns den ersten Schritt thun, um diese Seele zu retten und sie ihrem

Schöpfer zuzuwenden,“ und von der Erhöhung niedersteigend, wollte er sich eben dem König zuwenden, als ihm Berchta, freudeglühend, mit strahlenden Augen in den Weg trat.

„Fremar,“ sagte sie mit leiser, zitternder Stimme, „o wie glücklich hast Du mich heute gemacht; wie danke ich Dir die Seligkeit dieser Stunde.“

„Meine Bertha, meine liebe Bertha.“

„Jetzt ist Alles vergessen,“ flüsterte die junge Frau, indem sie sich, rücksichtslos um den Schwarm der Insulaner, mit dem Haupt an seine Brust lehnte. „Alles, selbst der Abschied von daheim und der schwere Schmerz der Trennung. Der höchste Wunsch meiner Seele, was mir von je als schönstes, herrlichstes Ziel vorgeschwebt, es ist erfüllt. Ich sehe und fühle, daß die Opfer, die ich gebracht, nicht vergebens waren, und während ich Gott aus vollem Herzen dafür danke, danke ich auch Dir, der Du so Großes, so Herrliches geleistet.“

„Gott selber lenkte ihre Herzen,“ sagte Fremar freundlich, „ihm laß uns danken, mein Herz, daß er sein Licht in diese Nacht des Aberglaubens sendete — ihm aber laß uns auch vertrauen, daß er Alles zum Besten führen und

eine Fackel aufstecken wolle für unsere neuen Brüder. Und nun laßt uns an das große Werk gehen — unterstütze Du mich in dem schönsten Tag meines Lebens — schöner fast noch, als der war, der Dich mir gab, und damit Glück und Frieden für mein eigenes Leben, denn in unserem Glück sehen wir heute die Seligkeit eines ganzen Stammes."

Damit küßte er sie leise auf die Stirn, und sich dann zu dem Häuptling wendend, ordnete er das Nöthige an, um unverweilt die Taufe zu beginnen.

Einen passenderen Platz dazu gab es auch vielleicht nicht auf der weiten Welt; denn unmittelbar an dem Ufer des kleinen, plätschernden Bergwassers, unter einem Baldachin von wehenden Palmen und Fruchtbäumen, stand Fremar, eine jener feingeschliffenen Cocosnußschalen in der Hand, und vor ihm kniete nach seiner Anweisung der König der Inseln, den Gnatumantel von den Schultern zurückgeworfen, daß die blau tätowirten Zeichen auf Brust und Armen sichtbar wurden.

Und ein eigener Schauer schien den sonst so rücksichtslosen und kecken Wilden erfaßt zu haben, als das klare Wasser des Baches über

seine lockigen Haare und den Nacken lief — die Ahnung eines fremden, geheimnißvollen Wesens, in dessen Macht er sich jetzt gab und dem zu Liebe er seine alten, bisher heilig gehaltenen und in Ehrfurcht verehrten Götter opfern und meiden wollte.

Aber er hielt standhaft aus; was auch sein Herz bewegte: wirkliche Andacht und die innige Ueberzeugung einer neugewonnenen Wahrheit, oder andere, selbstsüchtige Zwecke, die ihm in der neuen Lehre einen Vortheil für sein neues Leben zeigten, wer kann es sagen? Die Lippen des Wilden blieben stumm, und als er sich endlich wieder erhob und das tropfende Wasser aus den Haaren schüttelte, winkte er mit der Hand seine Frauen herbei, daß diese sich ebenfalls an der Ceremonie betheiligten.

Einua, selber von der Schnelle überrascht, mit welcher dieser doch jedenfalls wichtigste Schritt ihres Lebens gethan werden sollte, zögerte allerdings einen Moment — sie kannte die Folgen noch nicht, welche das neue Glaubensbekenntniß für sie haben konnte. Namara Toa aber, der wohl die Scrupel ahnen mochte, die ihre Seele erfüllten, schritt zu ihr hinüber und flüsterte leise einige Worte mit ihr, wonach sie

stolz den Kopf hob, auf den Geistlichen zuschritt und sich dann ohne weitere Widerrede der nöthigen Form unterzog.

Jetzt kamen die übrigen Frauen, und dann traten die Häuptlinge vor, von denen sich ebenfalls keiner weigerte, die Lehre des fremden, weißen Mannes anzunehmen. Hatte sich ja doch ihr Häuptling dafür entschieden, und sie waren, wenn auch halb nackt und nur mit einem rauhen Gnatuschurz bekleidet, doch trotzdem zu gute Hofleute, um sich nicht mit Vergnügen dem zu fügen, was ihr Oberhaupt zu thun für gut fand. Ob dabei ihr Seelenheil auf dem Spiele stand, kam nicht in Betracht, sobald sie sich nur ihres leiblichen Vortheils sicher wußten.

Von jetzt an ging die Taufe rasch vor sich. Berchta stand neben dem Gatten und füllte ihm aus dem Bache immer wieder die Schale frisch, und Mann nach Mann, Frau nach Frau drängte jetzt herbei, um des „Zaubers" theilhaftig zu werden, der, wie sie glaubten, in dem Wasser lag. Ja, selbst die Kinder wurden nicht vergessen; ein heiliger Eifer schien die Frauen erfaßt zu haben, die nach allen Seiten auseinanderstoben, um ihre Kinder herbeizuholen und zur Taufe zu bringen, denn rasch genug hatte

sich das Gerücht verbreitet, daß dieses Wasser gerade die damit Besprengten vor jedem bösen Einfluß ihrer Zauberer schütze. Waren sie nur erst damit übergossen worden, dann konnte ihnen kein böser Blick oder Spruch ihrer Priester mehr schaden; sie waren sicher unter dem Schutz des neuen mächtigen Gottes, den die weißen Männer mit auf die Insel gebracht, und es konnte ihnen nun nichts mehr geschehen.

Während der ganzen heiligen Handlung indessen saß Claus oben auf dem westlichen Hang der Höhe, von dem aus er diesen Theil der Küste vollkommen gut überschauen konnte, rauchte dazu seine kurze Pfeife und schüttelte in einem fort mit dem Kopfe. Was da vorging, hatte er ja auch im Augenblicke erkannt; denn es war zu viel davon schon früher gesprochen worden, aber daß die Sache so ungemein geschwind ging und gar keine Pathen dabei gebraucht wurden, wollte ihm nicht in den Kopf. Er hatte so 'was in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Ordnung wurde aber dabei gehalten, das ließ sich nicht leugnen, denn zwei Häuptlinge hielten auf Ramara's Befehl strenge Aufsicht, damit sich nicht unbescheidenes Volk, um seiner Sache vielleicht recht sicher zu sein, zweimal taufen ließ

und dann etwas vor dem Könige voraus gehabt hätte. Alle Getauften mußten deshalb an die andere Seite des Bergstromes hinüber, wo sie ebenfalls wieder unter Aufsicht gestellt wurden, und die Zurückbleibenden durften nur immer zu Zwei und Zweien vortreten, die dann gemeinschaftlich das Sacrament empfingen. Nur später bei den Kindern wurde auf eine mehr summarische Weise verfahren und diese familienweise vorgeführt. Fremar wäre auch sonst an dem Tage gar nicht mit ihnen fertig geworden, und doch zeigten viele der Mütter die größte Angst, daß ihre Kinder gerade nicht mehr an die Reihe kommen und dadurch in der nächsten Nacht den größten Gefahren ausgesetzt würden.

Die Sonne neigte sich auch wirklich ihrem Untergang, bis Fremar die letzten dieses Districtes in den heiligen Bund der Christen aufgenommen hatte, und während der ganzen Zeit kam weder Speise noch Trank über seine Lippen. Namara Toa befahl allerdings, ihm Essen zu bringen; aber er weigerte sich, in seinem Berufe etwas zu genießen; die Aufregung, in der er sich befand, ließ ihn auch wohl das körperliche Bedürfniß der Nahrung vergessen. Nur erst, als Alles beendet war, überkam ihn eine Schwäche.

Er wollte sich abwenden, um hinauf an den Waldrand zu steigen und sich unter einen Baum zu legen, aber er vermochte es nicht mehr. Vor den Augen wurde es ihm schwarz, die Bäume drehten sich mit ihm ringsum, und Berchta konnte ihn nur noch in ihren Armen auffangen, um seinen Fall wenigstens zu lindern.

Aber die Ohnmacht dauerte nicht lange; mit dem klaren vorüberfließenden Wasser kühlte die Gattin seine Schläfe, und als Ramara Toa, dem man die Botschaft gebracht, erschreckt herbeieilte, saß er schon wieder aufrecht am Wasserrande und sah wohl noch sehr bleich aus, hatte sich aber doch vollständig wieder erholt.

Jetzt mußte er essen; gebackene Brotfrucht wurde ihm gebracht und delicat duftendes Spanferkel mit braungebratener Kruste, Orangen und Bananen und in Blättern gebackene Fische, mit jungen Cocosnüssen zum Trinken — sechs Menschen hätten an dem, was sie herbeischleppten, genug gehabt. Die Gastfreiheit der Südsee-Insulaner kennt aber auch wirklich keine Grenzen, und so lange sie nur selber noch etwas besitzen, theilen sie mit jedem fremden Besuch, der ihre Hütte betritt, selbst bis zur letzten Brotfrucht, bis zum letzten Fisch. Sie hungerten

lieber selber, ehe sie ihn ungespeist von ihrer Thür ließen.

Indessen rief aber die Trommel wieder zum abendlichen Tanze, und Fremar zuckte zusammen, denn diese heidnischen Vergnügungen hatten die Missionäre auf sämmtlichen Inseln für Sünde erklärt und sie streng verboten. Und an dem nämlichen Abend, in derselben Stunde fast, wo sie das Sacrament der Taufe erhalten, wollten sie diese Sünde begehen. Als sich Fremar aber aufrichtete und hinüber wollte, um Einspruch dagegen zu thun, überkam ihn wieder die vorige Schwäche; er fühlte, daß er nicht mehr im Stande sei, heute noch zu dem Häuptling zu reden und eins ihrer am festesten eingewurzelten Vorurtheile zu bekämpfen. Berchta selber bat ihn so dringend, sich zu schonen, nicht allein seinet=, nein, der Sache selber wegen; denn würde er jetzt krank, so triumphirte natürlich jener heidnische Priester, der dann allein *seinem* Fluch die Wirkung beilegte und damit die Macht seiner eigenen Götter, wenn auch nicht bewiesen, doch den Augen seiner Landsleute wieder glaubbar gemacht hätte.

Diese Befürchtung war allerdings nicht ganz unbegründet, und schon bei seiner Ohnmacht

hatten die Eingeborenen zusammen geflüstert und Viele dann scheu den Platz gemieden. Was lag auch daran, wenn sie sich heute noch einmal dem Tanze hingaben; an ihre alten Götter dachten sie heute gerade sicher nicht, und morgen konnte er dann ernsthaft und ausführlich mit dem Häuptling sprechen. Heute war er es nicht mehr im Stande und mußte sich schonen.

An der Gattin Arm stieg er denn auch langsam wieder zu ihrer Wohnung hinauf, und nur einmal stutzte er, als ihm plötzlich — schon oben angelangt — die Brise einen scharfen Tabaksgeruch zuführte. Er blieb stehen, sah sich um und bemerkte Claus, der dort noch immer seine ewige Pfeife rauchte. Es war auch fast, als ob er ihn anreden wolle; aber er gab es wieder auf, erwiderte nur, leise mit dem Kopf nickend, den Gruß des Alten und schritt dann weiter.

„Sind Sie krank, Herr Fremar?“ rief ihm aber Claus nach, der doch wohl merkte, daß er nicht so recht, wie gewöhnlich, von der Stelle kam, „und kann ich etwas helfen?“

„Nein, Claus, ich danke Euch,“ erwiderte der Missionär, „nur müde von dem heutigen Tag. Ihr habt Euch nicht so angestrengt.“

„Ne, das weiß Gott!" knurrte der Alte. „Das ist ein faules Leben hier, und auf die Länge der Zeit halt' ich das auch nicht aus. Ich muß eine Beschäftigung haben, oder ich wachse aus. Das kann kein Mensch ertragen, und morgen will ich wenigstens einmal auf die Jagd gehen!"

Der Missionär nickte nur zustimmend mit dem Kopfe, erwiderte aber nichts weiter und verschwand bald darauf mit Berchta in dem Bambushaus.

13.

Die Folgen der Predigt.

Berchta hatte in der That Recht gehabt; die Insulaner am Strande waren wirklich scheu geworden, als sich anfangs das Gerücht verbreitete, der Missionär liege todt am Wasser. Wenn sich nun auch bald darauf herausstellte, daß er nur eben ohnmächtig gewesen und sich wieder erholt habe, so schrieben sie den Unfall selbstverständlich nicht einer natürlichen Ursache, der Erschöpfung und übermäßigen Anstrengung, sondern der Verwünschung ihres früheren Priesters zu, den auch einige der Aengstlichsten schon wieder aufsuchten, um sich mit ihm zu besprechen und wenigstens den Rücken freizuhalten. Dieser triumphirte auch schon, aber allerdings zu früh, denn am nächsten Morgen fand sich Fremar wieder frisch und ge=

sund, und kräftiger als er sich je gefühlt, unten vor des Königs Hause ein, um jetzt alles Weitere, was nach dem gestrigen Schritt nöthig geworden, mit ihm zu besprechen.

Ramara Toa war übrigens schon auf das Wichtigste vorbereitet, denn er wußte recht gut, daß die christliche Religion die Vielweiberei verbietet, wußte aber auch ihm unbequeme Gesetze, wie das alle große Herren machen, auf das leutseligste zu umgehen. Er erklärte dem Missionär ohne Weiteres, daß er alle seine Frauen abschaffen und nur die älteste als Gattin behalten wolle; die übrigen sollten aber nachher als Dienerinnen im Hause bleiben, denn ernähren müsse er sie ja doch; die Verpflichtung habe er einmal übernommen und könne sie nicht mehr von sich abschütteln.

Fremar suchte ihm das allerdings auszureden, schon des bösen Beispiels wegen. Ramara blieb aber hartnäckig auf seinem ausgesprochenen Willen, und um nicht das ganze, bisher gewonnene Resultat zu gefährden, mußte der Missionär zuletzt nachgeben.

Eine andere, kaum weniger schwierige Frage betraf den Tanz, der unter keiner Bedingung länger geduldet werden konnte, denn er wider=

sprach, wie Fremar behauptete, allen göttlichen Satzungen. Ramara Toa zuckte dazu mit den Achseln, denn er wußte recht gut, wie gerade dieser Tanz so mit ihren Sitten und Gebräuchen verwachsen war, daß es unendlich schwer halten würde, ihnen denselben zu verbieten.

Wenn es aber sein mußte, nun, dann fand sich auch vielleicht Rath, wenn man nur etwas Anderes gefunden hätte, um sie Abends zu beschäftigen. Dafür wollte aber Fremar selber sorgen, denn er versprach, sie geistliche Lieder zu lehren, an denen sie große Freude finden würden. Auch auf Tahiti hätte man das nämliche Mittel angewendet, und zwar mit vortrefflichem Erfolg.

„Ja," sagte Ramara Toa zu dem Missionär, und seine kleinen Augen blitzten ihn dabei forschend an, „das ist Alles gut; wir wollen auch hier Alles thun, was Dein Gott verlangt, aber die Insel ist groß. Ringsumher im Palmenland liegen Gärten, einer dicht neben dem andern, wie Du es hier siehst bei meinem Haus. Du kannst so herumgehen, und kommst auf der andern Seite wieder herüber, ohne auch nur aus Sicht eines Hauses zu gerathen. Dann haben wir das Hupai-Thal und viele andere Thäler,

und drüben über den Bergen Matangi Ao, einen störrischen Häuptling. Wenn wir hier nun alle die Gebote Deines Gottes halten, und Matangi Ao überfällt uns mit seinen Schaaren, was dann?"

„Gott wird uns schützen," sagte Fremar zuversichtlich, „vertraue auf ihn, Ramara Toa, wie er alle die anderen Volksstämme geschützt hat, die sich seiner Lehre zugewendet. Sieh da die Inseln des Hawaiischen und Tahitischen Archipels, es sind lauter Christen, und kein Götzenbild wird dort mehr geduldet."

„Hm, ja," nickte Ramara, „aber im vorigen Jahr war eins Eurer Schiffe hier, die in der See herumfahren, um große Fische zu fangen, und auf ihnen zwei Männer von Tahiti, die uns erzählten, daß Pomare, ihr König, die ganze Insel hätte erobern müssen, weil die Bewohner nicht von ihren Göttern lassen wollten. Da ihm aber die Mitonares beistanden und ihm viele Gewehre gaben, so schlug er die Feinde und konnte unverkümmert und allein in seinem Reiche herrschen."

„Die Missionäre haben ihm mit ihrem Gebet beigestanden," erwiderte Fremar.

Ramara Toa schüttelte den Kopf. „Mit Ge-

beten," sagte er, „kann man keine aufrührerischen Häuptlinge todtschießen und unschädlich machen, nur mit Gewehren und mit Pulver und Kugeln, und wenn Du uns damit helfen willst, so werden wir hier ein großes Reich bilden, das Deinen Gott verehrt. Wenn Du es nicht thust, werden wir selber aus dem Lande getrieben werden und in unseren Canoes auf die See flüchten müssen."

„Und habe ich hier Gewehre und Pulver und Kugeln gebraucht, um Dich und die Deinen von dem wahren Glauben zu überzeugen, Ramara Toa?" sagte Fremar freundlich; „seid Ihr nicht freiwillig meinem Worte gefolgt, und hätte ich Euch dazu zwingen können?"

Ramara Toa blickte rasch zu ihm auf, und ein eigenes, fast spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Allerdings hast Du Gewehre und Pulver und Kugeln dazu gebraucht," lächelte er dann, „denn ohne die sechs Stück würdest Du mich kaum überzeugt haben."

„Aber nicht zu dem Zweck gab ich sie Dir!" rief Fremar rasch. „Und hat Einer Deiner Häuptlinge eine Waffe von mir erhalten? Nein,

und trotzdem kamen sie alle und ließen sich in den Bund der Christen aufnehmen."

„Sie wußten recht gut, daß sie mir nicht widerstreben durften," sagte Ramara Toa finster, „und die Frauen und Kinder folgten ihnen nach. Aber Du sprachst auch die Wahrheit in Deiner Rede: unsere Götter sind schwach und machtlos geworden und konnten uns nicht mehr schützen. Sie sind von Holz, sie haben keinen starken Arm, und der Hauch ihres Mundes war hohl. Wir brauchen einen starken Gott, und deshalb sage mir, wie wir es machen sollen, daß wir den ganzen Stamm vereinigen und zusammenhalten."

„Ich werde morgen in das Hupai-Thal hinübergehen und zu den Deinen sprechen," sagte Fremar freundlich; „sie werden die Worte des Heils vernehmen und ihm folgen."

„Das ist gut, thue das!" nickte Ramara Toa, still vor sich hin brütend; „aber wir haben hier eine Schwierigkeit. Wenn wir überfallen werden, so dauert es so lange, bis wir unsere Leute zusammenrufen können. Der Strand ist lang, und nach einem heftigen Regen, besonders in der nassen Jahreszeit, schwellen die Bergströme manchmal so an, daß man sie gar nicht passiren kann."

„Auch dagegen giebt es ein Mittel," erwiderte Fremar, „und zwar dasselbe, das der König Pomare auch auf Tahiti angewendet hat, um den Verkehr mit den am Strande liegenden Häusern zu erleichtern und in jeder Jahreszeit möglich zu machen."

„Und was hat er gethan?" rief Ramara Toa rasch und begierig.

„Er hat eine große, breite Straße um einen Theil seiner Insel gebaut," erwiderte der Missionär, „und über die Bergströme Brücken geschlagen, unter welchen das Wasser dahinschoß."

Ramara Toa schüttelte mit dem Kopf. „Wer soll hier die Straße bauen?" sagte er; „die Insulaner haben, was sie zum Leben brauchen, und es fällt Keinem ein, irgend eine schwere Arbeit zu verrichten."

„Aber Du kannst es genau so machen," erwiderte ihm Fremar ruhig, „wie es der König Kamehamea auf den Sandwichs-Inseln oder Pomare auf Tahiti gemacht hat. Es versteht sich von selbst, daß Gesetze gegeben werden müssen, um den Glauben des wahren Gottes vor Uebertretungen zu schützen. Selbst wer von Euch gegen die alten Götter sündigte, wurde sogar oft mit dem Tode bestraft. Jehovah aber hat keine

Freude an Blutvergießen und Menschenopfern; er verlangt nur ein reines und gehorsames Herz, das seinen Geboten folgt, und giebt es dann wirklich böswillige Menschen, die diese Gebote dennoch übertreten, so genügt eine kleine Strafe, um sie wieder auf den rechten Weg zurückzuführen."

„Eine Strafe?" sagte Ramara Toa erstaunt, „aber was hat das mit dem zu thun, von was wir sprachen?"

„Es betrifft das nur allein," lächelte der Missionär. „Wir Prediger des Glaubens dürfen allerdings Deinem Volke keine anderen als die Gesetze vorschreiben, die Gott selber verkündigt hat, ja wir besitzen sogar nicht einmal die Macht, diese aufrecht zu halten, da wir keine weltliche Gerichtsbarkeit üben können. Das ist nur Sache des Königs und vielleicht seiner Häuptlinge, wenn er sie zu einer Berathung zusammenrufen will. Dort werden dann die Gesetze bestimmt, die der König giebt, um die christliche Religion aufrecht zu erhalten, und kleine Strafen für die Uebertretung derselben angesetzt."

„Ich verstehe Dich noch nicht."

„Ich will es Dir deutlicher machen. Die nächtlichen Tänze müssen zum Beispiel verboten

werden; sollten es aber doch junge Leute heimlich thun und Nachts irgendwo im Walde einen solchen heidnischen Tanz aufführen, so kann das Gesetz bestimmen, daß sie, im Fall man sie dabei ertappt, zur Strafe — wir wollen sagen, Jeder zehn oder zwanzig Schritt lang an der Straße arbeiten, oder auch vielleicht eine Umzäunung für irgend einen Deiner Gärten errichten sollen."

„Das ist gut," rief Ramara Toa freudig aus, denn er begriff rasch den Vortheil, den er daraus für sich selber ziehen konnte. „Und haben es Kamehameha und Pomare ebenso gemacht?"

„Genau so — wer den Gottesdienst versäumte, mußte so und so viel Steine zum Straßenbau tragen; wer die Sabbathfeier brach und an dem Tage arbeitete, hatte mehr dafür zu leisten — alle Vergehen und Verbrechen wurden auf solche Art geahndet, Diebstahl und Ehebruch, Vielweiberei, kurz irgend eine Uebertretung der Verbote zog eine nachsichtslose Bestrafung nach sich, die aber so eingerichtet wurde, daß sie nicht allein den Sünder züchtigte, sondern auch dem Lande und dem Gemeinwohl Nutzen brachte —"

„So bestimme Du die Strafen für die verschiedenen Vergehen," rief Ramara rasch.

„Das kann ich nicht," lehnte aber Fremar eine solche Verantwortung vorsichtig ab. „Auch auf jenen Inseln bestimmten sie nicht die Missionäre, sondern der König selber. Aber wenn Du es wünschest und verlangst, so werde ich Dir gern genau angeben, wie es dort gehalten wurde und sich als segensreich für das Volk und das Land gezeigt hat."

„Kamehameha war ein großer Häuptling," sagte Ramara Toa, „er hat sich alle Inseln in der Nachbarschaft unterworfen."

„Er hat allerdings blutige Kriege geführt," seufzte Fremar, „aber es war vorher, — ehe er den wahren Glauben hatte; er wußte ja noch nicht daß es unrecht sei, ein friedliches Volk zu bekriegen. Aber er hat es gelernt und ist ein großer christlicher König geworden, der jetzt die Heilige Schrift selber lesen und die Befehle und Gesetze für sein Volk auch selber niederschreiben kann."

„Und hat er das eroberte Land nachher wieder herausgegeben?"

„Nein," sagte Fremar und Ramara Toa's Augen blitzten, „aber was er nur aus blindem Ehrgeiz unternommen, wendete der Herr der Schlachten zum Segen und Heil für sein Volk; denn durch ihn wurden sämmtliche Hawaiische In=

seln dem wahren Glauben zugewendet und blühen jetzt in Handel und Verkehr mit allen civilisirten Nationen unter dem Schutz und Schirm des Höchsten."

„Und Kamehameha wurde reich?"

„Er ist ein großer König geworden, und alle Fürsten und Häuptlinge Europas senden ihre Schiffe zu ihm."

„Und auch e r hat solche Straßen bauen lassen?"

„Gewiß, und nicht allein Straßen, sondern auch hohe, stolze Kirchen aus Korallenblöcken, prachtvolle Häuser für sich und seine Häuptlinge, wie für die Lehrer des Volkes."

„Nur durch solche Strafarbeit?" sagte Ramara Toa kopfschüttelnd.

„Wenigstens hauptsächlich dadurch."

„Was für ein unnützes Volk muß er aber gehabt haben," bemerkte der Häuptling, „wenn so viele Strafen nöthig waren! Bei uns auf Motua ist bis jetzt fast kein einziger solcher Fall vorgekommen. Das wird lange dauern, bis wir eine Straße bekommen."

„Das Volk," erwiderte Fremar, „wird nicht gleich einsehen, daß all' die gegebenen Gesetze nur zu seinem Heil gereichen, und schwer von seinem Tanz und manchem andern sündhaften

Vergnügen lassen. Dadurch stellt sich dann allerdings eine größere Nothwendigkeit für Strafen heraus. Sollte es aber nicht der Fall sein, so wäre das ein Beweis, wie würdig sie ihres neuen Glaubens sind, und dann sehen sie auch selber ein, daß sie zur Verbesserung ihrer Insel etwas beitragen müssen, und arbeiten freiwillig, wenn auch noch so kurze Zeit. Viele Kräfte machen selbst eine schwere Last leicht."

Ramara schüttelte mit dem Kopf. Was die freiwillige Arbeit betraf, so hatte er da seine ziemlich gewichtigen Zweifel; denn er kannte das Volk zu gut und genau, aber er wußte auch ebenso gut, daß der Missionär Recht hatte, wenn er befürchtete, daß sie sich nicht so leicht und plötzlich von ihren Tänzen entwöhnen konnten, und bei denen konnte man dann genug erwischen, um wenigstens einmal einen Anfang zu haben. Da er übrigens auf der weiten Welt nichts Anderes zu thun hatte, als zu regieren, was ihm noch dazu seine Unterthanen außerordentlich leicht machten, so beschloß er das eben Vorgeschlagene auch ohne Weiteres in's Werk zu setzen, und Boten wurden kaum eine halbe Stunde später nach allen Richtungen, ja selbst in das Hupai-Thal hinübergesendet, um die Häuptlinge herbeizu-

rufen und mit ihnen die zu gebenden Gesetze zu berathen. Der Missionär sollte dann gegenwärtig sein und seine Vorschläge machen, wie er dazu auf anderen Inseln die Erfahrung gesammelt hatte.

Aus dem Hupai-Thal waren übrigens auch schon am vorigen Abend einzelne Häuptlinge gegenwärtig gewesen und hatten sich ebenfalls taufen lassen. Andere aber erschienen nicht, selbst nicht Taori, Ramara's einziger Sohn. Die Boten hatten die Antwort gebracht, Taori sei in die Berge hinaufgestiegen, und der König ließ ihn jetzt besonders auffordern, bei der nächsten Versammlung wenigstens gegenwärtig zu sein, da das jedenfalls einen wirksameren Eindruck auf die Häuptlinge machen mußte.

Fremar erklärte sich nun bereit, nach Hause zurückzukehren und die verschiedenen Punkte aufzusetzen; dann konnte er sie noch vor der Versammlung erst dem König vorlegen, um zu sehen, ob sie dessen Billigung fänden, und gegen Abend wolle er dann gern der Versammlung der Häuptlinge beiwohnen und ihnen das erste Strafgesetzbuch der Insel, wie es von den Königen Kamehameha und Pomare festgestellt und in ihren Reichen eingeführt worden, vorlesen. Ramara

Toa nickte auch dazu mit dem Kopfe, hatte aber doch, wie Fremar bald merkte, noch etwas auf dem Herzen, das auch natürlich erst herunter mußte, denn Ramara Toa war keineswegs daran gewöhnt seine Gedanken geheim zu halten, oder irgend einen Wunsch zu verschlucken, wenn sich Gelegenheit bot ihn auszusprechen.

„Ja, Mitonare," sagte er auch endlich, „das ist Alles gut und so wollen wir es machen, aber — einige von den Häuptlingen haben noch keine Geschenke bekommen — Taori auch nicht — wir brauchen noch mehr Gewehre, Mitonare."

„Gewehre, Ramara Toa? Aber was sollen Deine Häuptlinge mit Gewehren machen? Andere Gegenstände werden ihnen viel nützlicher sein. Du willst doch in keinen Krieg ziehen?"

„Nein — in keinen Krieg," sagte der König ausweichend, „aber wenn andere Inseln mit uns Krieg machen wollen, so müssen wir uns doch vertheidigen können, und dann — dann schickt es sich auch, daß ein Häuptling, der ein Christ ist, ein Gewehr hat. Alle Ihr Christen habt Gewehre."

„Ich nicht, Ramara Toa."

„Du nicht?" lachte der Häuptling, „habe ich

sie nicht selber da oben aus dem Kasten nehmen sehen?"

„Aber ich selber führe nie ein solches. — Ich weiß kaum damit umzugehen und würde mich selbst auf der Jagd sehr ungeschickt damit benehmen."

„Und wenn Du nun von Feinden überfallen wirst?"

„Ich stehe in Gottes Hand und in seinem Beruf. Er wird mich schützen, wenn er es für nothwendig hält; ich selber habe kein Recht ein anderes Menschenleben zu nehmen, um das meinige damit zu retten."

Ramara Toa sah ihn verwundert an, denn das waren allerdings den seinen vollständig entgegenlaufende Grundsätze. Er hätte hundert Menschen getödtet oder tödten lassen, wenn er damit sein eigenes Leben erhalten konnte.

„Bah," sagte er auch nach einer Weile kopfschüttelnd, „Du bist ein wunderlicher Mann, und ich kann nicht recht begreifen, daß Du so muthig zwischen kriegerische und tapfere Stämme gehst, wenn Du nicht selber entschlossen bist, Dir Achtung zu verschaffen. Du mußt ein großes Vertrauen zu Deinem Gott haben. Aber — wenn Du Dich damit begnügst, sind meine Häuptlinge

nicht damit zufrieden, und wenn Du, wie Du mir selber sagst, keine Gewehre für Deinen Gebrauch haben willst, was machst Du denn mit den vielen, die Du zu uns herübergebracht? Sollen sie etwa den Feinden in die Hände fallen, wenn sie herüberbrechen, um bei uns zu plündern?"

„Aber woher weißt Du oder glaubst Du, Ramara Toa, daß ich noch Gewehre in meinem Hause habe?"

„Hab' ich sie nicht gesehen?" sagte der Häuptling, „und steht nicht außerdem noch gerade ein solcher Kasten, wie Du ihn dort für mich geöffnet, am linken Ende des Hauses? ebenso lang und ebenso breit und ebensolche schwarze Zeichen darauf gemalt?"

„Ramara Toa," sagte da Fremar ernst, „ich fürchte, Du hast die neue Lehre des Christenthums nur in Deinen Kopf, nicht in Dein Herz aufgenommen, und Deine Absicht ist mehr ehrgeizig als gottesfürchtig. Anstatt Deinem Land und Volk den Frieden zu geben, willst Du Dir nicht gehörenden Boden erobern, und Deine Unterthanen in den Tod jagen?"

„Ich denke gar nicht daran," brummte der Häuptling; „was macht Dich glauben, daß ich

Krieg führen will — nur der Gewehre wegen? Nein, gewiß nicht. Aber auf der Jagd sind sie gut, und die Häuptlinge müssen sie führen lernen. Wir werden dann keine Angst mehr vor einer Hungersnoth zu haben brauchen, und wenn auch einmal einer unserer Stürme die noch unreifen Brotfrüchte abgeschüttelt und damit die ganze Ernte verdorben hat, so brauchen wir nur hinauf in die Berge zu steigen und dort so viel Wild zu schießen, als wir haben wollen."

„Und wenn ich Dir Alles gebe, was ich mit herübergebracht," sagte da Fremar, „wovon sollen wir nachher hier leben, wo ich nur arbeiten werde, um die Deinen in vielen nützlichen Dingen zu unterrichten?"

„Ha!" rief Ramara Toa, von der schon halben Zusage erfreut, „viele Brotfruchtbäume und Palmen sind mein. Du sollst einen großen Garten als Dein Eigenthum haben, und die jungen Leute sollen für Dich fischen und meine Jäger Dir Wild bringen. Du wirst keinen Hunger leiden auf Motua, so lange noch eine Banane reift und ein Fisch in der See schwimmt."

„Gut denn, Ramara Toa," erwiderte der Missionär, „rufe Deine Häuptlinge zusammen und Du sollst die Gewehre haben, die ich mit=

gebracht, um damit das Wild dieser Inseln erlegen zu helfen. Aber Du versprichst mir auch dafür, treu und wahr an dem rechten Glauben zu hängen und Alles zu thun, was in Deinen Kräften steht, um Dein Volk dabei zu halten und die Einzelnen, die auf Abwege gerathen sollten, ob es ein Häuptling oder ein gewöhnlicher Mann sei, strenge und nachsichtslos zu bestrafen."

„Gewiß, gewiß!" rief Ramara Toa vergnügt aus, indem er seine Hand in die des Missionärs legte. Er hätte in dem Augenblick Gott weiß was versprochen, wenn ihm nur dadurch die Gewißheit wurde, noch mehr Gewehre zu bekommen. Fremar selber aber fügte sich dabei nur einem ihm auferlegten, wenn auch kaum merklichen Zwang, denn was hätte Ramara Toa verhindern können, die noch in seinem Besitz befindlichen Waffen, falls er Verlangen danach trug, selbst mit Gewalt zu nehmen? War er nicht der König der Insel, und besaß er nicht jede Macht, zu thun, was er für gut und nützlich hielt? Fremar wußte das, aber er betrachtete gerade diese Macht des Häuptlings, wie er die Kraft der Elemente betrachtete, die der Mensch mit scharfem Verstand und geschickter Hand so zu benutzen ver-

steht, daß sie in seinem Dienst gehorsam wirken mußten. Jetzt hatte er sich und seiner Sache den guten Willen des Königs erworben und gesichert; nun galt es, auch die Partei der Häuptlinge zu gewinnen, und dann stand seinem Erfolg nichts mehr im Weg. Er hatte gesiegt, und die Mission daheim würde staunen, wenn sie erfuhr, mit wie geringen Mitteln und in wie kurzer Zeit er etwas erreicht hatte, wozu auf anderen weit weniger bevölkerten Inseln Jahrzehnte nöthig gewesen waren.

Ramara Toa seinerseits war ebenfalls, als ihn der Missionär verließ, um die nöthige Aufstellung für die Gesetze zu machen, außerordentlich mit seinem Erfolg zufrieden. Er bekam wieder sechs Gewehre, und wie er sich außerdem noch überlegte, welchen bedeutenden Nutzen er für sich selber aus der in Aussicht stehenden Strafzeit der Eingeborenen ziehen könne, fühlte er sich so aufgeregt vor lauter Freude und innerlichem Vergnügen, daß er in seinem Berathungshaus, wohin er Fremar bestellt gehabt, rastlos auf und ab lief und seine Hände dabei zusammenrieb.

Seine alten Götter? — Bah, sie hatten ihn schmählich im Stich gelassen, welche Opfer er

auch dabei gebracht und wie er ihre Priester begünstigen mochte. Konnten sie ihm zu dem Ziel, dem er entgegenstrebte, verhelfen? Nun und nimmermehr! Der fremde Priester mußte Recht haben; es waren alberne Stücke Holz ohne Willenskraft und Leben, nichts als in eine Form geschnitzte Klötze, und wenn er es jetzt einmal mit dem neuen Gott versuchte, stand er sich jedenfalls viel besser dabei. Ja wenn er sich die Sache recht überlegte, brauchte er am Ende gar keinen mehr, sondern fühlte sich schon durch seine Ueberlegenheit der Waffen stark genug, um es mit seinen sämmtlichen Feinden getrost aufzunehmen.

Ramara Toa war wirklich ein Vollblut-Heide und ein großer Häuptling; er betrachtete die Religion nur als Mittel zum Zweck, d. h. als ein Mittel, um das Volk im Zaum zu halten, nicht für seinen eigenen Bedarf, denn er stand sowohl darüber, wie über den Gesetzen.

Indessen schritt Fremar langsam wieder seiner eigenen Heimath zu, und zwar ebenfalls still befriedigt über den gewonnenen Erfolg. Er hatte Alles erreicht, was er nur hoffen konnte, und wenn die Versammlung der Häuptlinge, wie er keinen Augenblick zweifelte, morgen die von ihm

gemachten Vorschläge annahm, so war dadurch der Sieg des Christenthums auf der Insel vollständig gesichert, denn Verbote und Strafen hinderten das Volk schon, in ihren alten heidnischen Glauben zurückzufallen. Das nämliche Mittel war ja auf so vielen Inseln mit Erfolg angewendet worden, warum sollte es hier nicht die nämliche Wirkung zeigen?

Als er sein Haus oben erreichte, blieb er aber mit freundlichem Lächeln auf der Schwelle stehen, denn er sah ein Bild vor sich, das auch wohl einem Andern den Ernst vertrieben hätte. Berchta stand nämlich vor einem dort hängenden kleinen Spiegel und besah sich darin, wie ihr der riesige Hut, in Form eines umgekehrten Kohlenkastens, stand, den ihr die würdige Frau Lowe von Laua mitgegeben, um ihn als Modell für die hiesigen eingeborenen Frauen zu benützen. Als sie Schritte hörte, drehte sie sich rasch um, und während sie den Gatten erkannte und tief erröthete, zuckte doch dabei auch ein lieber, schelmischer Zug um ihre Lippen, und sie sagte, so ernsthaft es ihr irgend möglich war, da das Lachen immer bei ihr durchbrechen wollte:

„Nun, mein verehrter Herr Fremar, wie gefalle ich Ihnen in dem schönen neuen Hut?"

„Mein liebes Kind," sagte Fremar freundlich, „Du magst aufsetzen was Du willst, also auch den Hut, es steht Dir Alles gut."

„Aber doch nicht der Hut?" rief Berchta jetzt geradeheraus lachend. „Ich sehe ja wahrhaftig wie eine Vogelscheuche darin aus; er ist zu entsetzlich."

„Aber er erfüllt seinen Zweck, Bertha," erwiderte ihr Gatte, „indem er den Insulanerinnen, sobald man ihnen den bisher getragenen Schmuck untersagt, einen Ersatz bietet, der ihnen als etwas Neues sicherlich gefällt; wir haben darin ja auch schon Erfahrung genug gesammelt. Die Hüte sind allerdings ein wenig groß, schützen aber dafür auch desto besser gegen die Sonne und werden schon in der Arbeit den eingeborenen Frauen, die in solchen Flechtwerken nicht ungeschickt sind, eine ganz angenehme Beschäftigung bieten."

„Aber Du meinst doch nicht etwa im Ernst," lachte Berchta, „daß die hiesigen jungen Frauen und Mädchen solche Schreckbilder auf ihren Köpfen tragen sollen, und daß ich im Stande wäre sie dazu aufzufordern?"

„Aber Du weißt, liebes Kind, daß es der direct ausgesprochene Wunsch der würdigen Mrs. Lowe war, diese Hüte augenblicklich, sobald sich die Eingeborenen bekehrt, als Landestracht bei ihnen einzuführen."

„Mein lieber, guter Fremar," lächelte Berchta, „Mrs. Lowe mag eine würdige, brave Frau sein, was ich in der That noch keinen Moment bezweifelt habe, aber Geschmack hat sie nicht, das wirst Du mich nicht glauben machen wollen. Doch, wie lange ist sie etwa auf den Inseln?"

„Ach, sicherlich schon wenigstens achtzehn oder zwanzig Jahre. Sie hat sich große Verdienste um die Mission erworben."

„Nun, siehst Du wohl. Als sie vor achtzehn oder zwanzig Jahren zwischen den Inseln landete, da waren diese entsetzlichen Hüte gewiß in Europa ganz modern, und die Leute glaubten, daß sie außerordentlich hübsch darin aussähen, geradeso wie in den hohen Taillen oder weiten Federbett-Aermeln. Jetzt haben wir daheim — doch ebenfalls als christliches Volk — andere, jedenfalls mehr kleidsame Moden, und sage mir nun aufrichtig, Fremar, sitzt mir der kleine, einfache, runde braune Hut nicht besser als dies Ungethüm von Stroh, und schützt mich dessen

breiter Rand nicht ebenso vollkommen gegen die Sonnenstrahlen? — Da sieh her!" Und während sie sprach, hatte sie den strohernen Kohlenkasten abgenommen und ihren eigenen runden Hut aufgesetzt, der ihr ohne Zweifel allerliebst stand.

„Ich bestreite Dir das nicht, mein Kind," sagte Fremar freundlich, „der runde Hut sieht allerdings besser aus, aber —"

„Und erfüllt er nicht denselben Zweck, den Ihr von jener Caricatur einer Kopfbedeckung erwartet? Verdrängt er nicht die lieben Blumen?" setzte sie leise hinzu, „in denen ich freilich keine Sünde sehen kann?"

„Auch den Zweck erfüllt er wohl, aber —"

„Nun, siehst Du, und solche Hüte will ich die Eingeborenen lehren zu machen; sie sind auch viel leichter herzustellen, und Du sollst Deine Freude daran haben, wie rasch wir das in's Werk setzen wollen."

„Aber Mrs. Lowe wird es nicht gern sehen, wenn Du den Dir gegebenen Auftrag nicht erfüllst."

„Den mir gestellten Auftrag werde ich erfüllen, Fremar," sagte Berchta ernst, „verlaß Dich darauf, und deshalb fühle ich mich gerade

heute so glücklich, weil Dein Erfolg gestern, Deine wackere Rede uns einen so großen, einen so entscheidenden Schritt auf unserer schönen Bahn weiterthun ließ. Das Andere sind Nebensachen, die keinen Werth haben, und besonders Damenputz," setzte sie wieder lächelnd hinzu, „darfst Du getrost Deiner Frau überlassen. Wir haben hier für das Wohl der Eingeborenen einzustehen, nicht Mrs. Lowe, und uns muß deshalb auch überlassen bleiben, wie wir es zu einem guten Ende führen."

Fremar fühlte wohl selber, daß sie Recht haben mußte, und die Sache kam ihm auch wirklich zu unbedeutend vor, um weiter ein Wort darüber zu verlieren. Lieber wäre es ihm jedenfalls gewesen, wenn Berchta den Wunsch der Missionärin erfüllt hätte, denn er besonders kannte den Einfluß, den Mrs. Lowe als eine äußerst streng gottesfürchtige und besonders an alten Formen hängende Frau ausübte; aber er erwiderte trotzdem nichts weiter, wurde auch unterbrochen, denn in demselben Augenblick sendete Ramara Toa schon seine Boten zu ihm, welche die versprochene Kiste abholen sollten. Der König konnte die Zeit nicht erwarten, die ihn in den Besitz von noch mehr Waffen setzte, und die

Boten hatten den strengen Auftrag, sie ohne Weiteres hinunter in sein Haus zu schaffen.

Berchta erschrak, als sie sah um was es sich hier handle. War das auch wirklich ein friedliches Werk, was mit dem Geschenk so tödtlicher Waffen eingeleitet werden sollte? Was wollte Ramara Toa mit den vielen Gewehren? Doch nicht etwas mit Gewalt erzwingen, was nur ein Werk der Ueberzeugung sein mußte, und deshalb wohl jahrelang Mühe und Arbeit forderte, dann aber auch den Lohn in sich selber trug?

Fremar beruhigte sie darüber — er packte den Eingeborenen die Kiste aus, da er die Bretter derselben für sich benützen wollte, und gab ihnen die versprochenen Gewehre, mit denen sie raschen Laufes wieder zu Thal flogen, denn lange durften sie Ramara Toa nicht warten lassen — und erklärte ihr freundlich, daß der König damals so viel Glück auf der Jagd mit den neuen Gewehren gehabt habe und nun auch solche besonders für seinen Sohn und die übrigen Häuptlinge zum Geschenk wünsche. Gerade den guten Willen dieser Häuptlinge brauchten sie aber nothwendig, um die Gesetze für das neue Bekenntniß festzustellen, denn nur durch deren Schutz und Unterstützung wären sie auszuführen und in Kraft zu

halten. Von einem Krieg sei keine Rede, ja ein solcher würde sogar unmöglich werden, wenn Gott sein Werk segne, daß er auch dem andern Theil der Insel den wahren Glauben und mit ihm dann Frieden und Eintracht für alle Menschen bringen könne.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.